

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Natholische Ehen. Von Karl Dentzsch . . . . .	349
Bekleidungen. Von Otto Reinhofs . . . . .	356
Der Hoftheaterdramaturg. Von Julius von Berger . . . . .	364
1806. Von Karl Schwickler . . . . .	368
Die Wünschelröhre. Von Karl du Prel . . . . .	377
Mineralnavigations Eisenbahnen. Von Labou . . . . .	388

---

Nachdruck verboten.



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.  
Verlag der Zukunft.  
Wilhelmstraße 3 a.  
1906.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“, durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**  
Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,  
hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen  
Belastung zu zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber  
völlig kostenfrei.  
**An- und Verkauf von Grundstücken**  
9-4 Uhr.



**The Cleopatra Cigarette Company Cairo**

General-Vertreter für Deutschland

**FRITZ STANGEN,** Berlin-Wilmersdorf

Uhland-Strasse 138, 9.

Fernsprecher  
Amt Wilmersdorf No. 652



**Selzer**  
Laurenz & Co., Hofl.



Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =  
Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

**C. A. Gustavus** Inh.: **A. Pause,** Schöneberger Ufer 23.  
Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5345.

Natürl. Man verlange **Grosskarbener Selzer.**  
Mineralwasser. stets

**Hervorragendes Tafel-  
und Gesundheits-Wasser**

**Namedy**  
Sprudel

**Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.**  
Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 8. September 1906.

## Katholische Ehen.

Es stünde schlimm um das französische Volk, wenn sich nicht ein Häuflein von Intellektuellen unter der Führung Brunetières auf die Seite der Kirche geschlagen hätte; denn die Lebendigkeit unseres Kulturkreises beruht, wie Ranke gelegentlich bemerkt, darauf, daß bei den europäischen Völkern niemals eine Idee die Alleinherrschaft behauptet; sobald eine mächtig wird, ruft sie Opposition hervor. Schwer genug werden die Bigotten den Vertretern von Kunst und Wissenschaft die Vertheidigung der Kirche machen; sind doch Brunetières und seine Freunde verletzert worden, weil sie in einem nur durch Indiskretion zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangten Schreiben den Bischöfen den vernünftigen Rath gegeben haben, sich in die durch das Trennungsgesetz geschaffene Lage, die keinen Gewissenszwang involvoire, zu fügen und die Organisation der Kultusgenossenschaften vorzubereiten. Die französischen Alerikalen, um deren sittlichen und religiösen Fonds, um deren Organisation und Presse es nach unzähligen Berichten der kölnischen Volkszeitung jämmerlich bestellt ist, hätten alle Ursache, sich der Führung ihrer wenigen Intellektuellen anzuvertrauen, die vom besten Willen beseelt sind und sogar vielleicht in der Gläubigkeit schon über das Ziel hinauschießen, wie ich vermüthe, nachdem ich den neusten Roman von Paul Bourget, *Un Divorce*, gelesen habe. Seit Bourget von dem im Reich der Intellektuellen alleinigmachenden Atheismus abgefallen ist, wird er ja wohl nur noch von Katholiken gelesen. Die Firma Kirchheim & Co. hat eine deutsche Uebersetzung veranstaltet und mir ein Exemplar der „Ehescheidung“ geschickt. Ueber die Ansichten und Grundsätze, die darin vertreten werden, will ich ein paar Worte sagen; das Urtheil über den künstlerischen Werth des Romans überlasse ich den Berufenen.

Gabriele Nouet hat ganz jung den Grafen Chambault, einen brutalen

Wüstling, geheirathet. Sie hält es bei ihm nicht aus und läßt sich scheiden; der Sohn wird ihr zugesprochen. Sie heirathet den Jugendfreund Darras, der sich, von Haus aus arm, zum gut situirten Bankbeamten emporgearbeitet hat. Darras ist Freigeist, aber ein Mann von unbeugbarer Rechtschaffenheit, kantischem Pflichtgefühl, ein zärtlicher und treuer Gatte und dem Stiefsohn Lucien, den er in seinen Grundsätzen erzieht, ein gewissenhafter Vater. Einziger Sproß seiner Ehe ist eine Tochter, deren Erziehung er der Mutter überläßt. Die bleibt gläubig. Darras gestattet, daß Jeanne in der Religion unterrichtet und auf die Konfirmation vorbereitet wird. Je näher der Zeitpunkt der Feier rückt, desto schwerer fällt es Frau Darras aufs Herz, daß sie als geschiedene und wieder verheirathete Frau die Kommunion nicht mit empfangen kann. Sie wendet sich an den Vater Cuorard, einen Oratorianer, den das Jakobinergesetz von 1903 aus seiner Klause vertrieben hat und der nun in einer elenden Kammer von dem ärmlichen Ertrag wissenschaftlicher Arbeiten lebt. Sie wählt ihn zum Gewissensrath, weil er ein Mathematiker von Ruf und Mitglied der Akademie der Wissenschaften ist, von dem Darras mit Hochachtung spricht. Ihr gequältes Herz findet keinen Trost bei dem Vater. Wild in allen Fällen, wo Wilde erlaubt ist, bleibt er, wie seine Kirche, in diesem Punkt starr. Gabriele dürfe die Kirche nicht hart und ungerecht schelten. Ein fürs Gemeinwohl nothwendiges Gesetz dürfe nicht zu Gunsten eines Einzelnen durchbrochen werden. „Ein Schiff liegt vor dem Hafen, den einer der Reisenden wegen hoher moralischen oder materiellen Interessen anlaufen will. Auf dem Schiff sind Pestfälle vorgekommen. Die Behörden der Stadt untersagen die Ausschiffung. Wäre es nun gerecht, wäre es menschlich, wenn man den Bitten dieses einzigen Reisenden nachgäbe, auf die Gefahr, eine Stadt von hunderttausend Einwohnern zu verseuchen?“ Im einzelnen Fall aber blieben die schlimmen Folgen, mit denen jede das Naturgesetz verletzende Freiheit bestraft werde, niemals aus. „Ich sah brudermörderischen Haß zwischen Kindern aus erster und zweiter Ehe, sah Eltern gerichtet und verurtheilt von ihren Söhnen und Töchtern.“ Das vom Vater prophezeite Unheil bricht über Gabriele herein. Der hinter des Mannes Rücken unternommene Besuch bei einem geistlichen Rathgeber zerstört den Frieden der bis dahin glücklichen Ehe; Lucien verläßt Vater und Mutter, weil sie zu seiner Berehelichung mit einer Studentin der Medizin, die ein Kind hat, die Einwilligung verweigern; er flüchtet zu seinem leiblichen Vater, der auf dem Sterbebett die Einwilligung erteilt; Gabriele fühlt sich schuldig, den ersten Gatten der Hölle überantwortet zu haben, den sie vielleicht zu retten vermocht hätte, wenn sie bei ihm geblieben wäre; sie wird zwar durch die Nachricht, daß sich Chambault vor seinem Tod mit der Kirche ausgesöhnt habe, von dieser Gewissensangst erlöst, aber als sie nun auch von der anderen durch die jetzt mögliche kirchliche Legitimation ihrer

Ehe befreit zu werden hofft, hört sie von ihrem Mann die Erklärung, daß er sich zur kirchlichen Trauung unmöglich verstehen könne, weil sie die Beschimpfung seiner ehrenhaften Vergangenheit bedeuten würde. Gabriele bleibt zum „Konkubinat“ verurtheilt, zu „lebenslänglichem Kerker“, wie der Vater es nennt.

Der Vater hat Unrecht in allen Stücken. Zunächst darin, daß eine Ehescheidung aus wichtigen Gründen die grundsätzliche Unauflöslichkeit der Ehe aufhebe. Ausnahmen bestätigen die Regel; und keine Regel für die Ordnung menschlicher Dinge ist ohne Ausnahme. Die Aneignung fremden Eigenthumes bleibt Diebstahl oder Raub, auch wenn Friedrich der Große in Uebereinstimmung mit den katholischen Kasuisten erklärt, daß der Arme keinen Diebstahl begeht, der sich in *extrema necessitate* das Brod nimmt, das ihm als Almosen verweigert wird. Auch die katholische Kirche löst unerträgliche Ehen, verschleiert es aber mit dem Sophisma, Das sei keine Auflösung einer bestehenden Ehe, sondern nur die Erklärung, daß wegen eines obwaltenden *impedimentum dirimens* gar keine gültige Ehe bestanden habe. Zu diesen trennenden Ehehindernissen rechnet sie höchst vernünftiger Weise auch *error* und *vis*, erklärt also die Ehe für ungiltig, wenn sich der eine Theil in Beziehung auf die Person des anderen geirrt hat oder zur Ehe gezwungen worden ist. Das sind aber gerade die Fälle, in denen die Ehe bis zur Unerträglichkeit unglücklich auszufallen pflegt. Man braucht nur den *error* in *persona* etwas weiter zu fassen, als es den katholischen Theologen und Kanonisten beliebt, und den schriftgemäßen Scheidungsgrund des Ehebruchs hinzuzunehmen, so hat man die Paragraphen 1564 bis 1569 unseres Bürgerlichen Gesetzbuches. Daß die kirchliche Ungiltigkeitserklärung wegen der Umständlichkeit und Kostspieligkeit nur für die Vornehmen und Wohlhabenden existirt, gereicht wahrlich dem kanonischen Verfahren nicht zur Ehre.

Ueberhaupt gebührt der katholischen Kirche der Ruhm, den sie sich selbst, als dem Hort der echten Ehe, zuspricht, nur in sehr geringem Grade. Die arischen Völker haben von der Zeit Homers an immer monogam gelebt und sie werden so leben, auch wenn sie sämmtlich einmal dem Atheismus verfallen sollten. Die neue Ethik geistreicher Frauen (gegen Damen muß man höflich sein, darum bleibt das Epitheton, für das ich euphemistisch „geistreich“ setze, unausgesprochen) ist ein Segen für die Romanschreiber, Tragodiendichter und für die Zeitungen, weil das Publikum desto mehr nach pikanter Lecture verlangt, je philisterhaft ehrbarer es lebt (Beweis der brave Gatte und Familienvater August Bebel und die nicht weniger braven andächtigen Leser seines berühmten Büchleins), aber auf das Leben haben sie keinen Einfluß. Vielleicht bestärken sie hier und da ein leichtfertiges Weib in dem ohnehin gefaßten Entschluß, ihrem Mann fortzulaufen; sonst richtet ihr Geschwätz kein Unheil an; dem Arbeiter fällt so wenig wie dem Bourgeois und dem Junker ein, die unverbrüchliche arische Eheordnung umzustoßen.

Natürlich soll nicht gelugnet werden, daß das Christenthum dieser Ordnung in mehreren Beziehungen zu Hilfe kommt. Das Leben pendelt je nach Zeiten und Völkern um die normale Lage herum, neigt bald zu rigoristischer Strenge, ja, zu asketischem Verzicht, bald zur Lüderlichkeit; und die Kirche hat die Aufgabe, zu verhüten, daß der Pendel zu weit nach links ausschlage, etwa durch übermäßige Erleichterung der Ehescheidung die successive Polygamie herbeiführe. Die Kirche kann das Familienleben auch indirekt stützen, indem sie die Menschen züchtiger macht; thut es freilich nicht immer, und hat es am Ausgang des Mittelalters ganz und gar nicht gethan. Bis ins dreizehnte Jahrhundert haben die Päpste ihre Macht manchen gekrönten Ehebrecher fühlen lassen; unterm ancien régime, wo der Staat mächtiger war als die Kirche, hat kein Kirchenfürst (freilich auch kein lutherischer Hofprediger) gegen die Maitressenwirtschaft seine Stimme erhoben. Den feineren Seelen endlich, die religiösen Erwägungen und Motiven zugänglich sind, wirklich religiösen, nicht massig abergläubigen, hilft sie die Beschwerden des Ehestandes tragen und veredelt sie die eheliche Gemeinschaft. Aber gerade für eine gute und brauchbare Ehegesetzgebung und Eheordnung hat sie in den Zeiten, wo sie den unvollendeten oder noch gar nicht vorhandenen Staat entweder ergänzte oder ersetzte, nur sehr unvollkommen gesorgt. Die katholische Kirche lehrt, von dem Satz der Unlöslichkeit der Ehe abgesehen, genau das Selbe, was unsere modernen Chereformierinnen predigen: daß nämlich die wahre, echte und gültige Ehe ganz allein durch den erklärten Konsens der Brautleute zu Stande kommt, ohne sonstige Formen. Die starke Betonung dieses Wesentlichen hatte zur Folge, daß die Kirche ein zwar nicht Wesentliches, aber Hochwichtiges: die Beurkundung, versäumte, durch die allein sowohl die Rechte der Ehegatten wie die der Kinder gesichert werden können. Zwar führte sie die öffentliche Verkündung, das sogenannte Aufgebot, ein, machte aber die Gültigkeit der Ehe weder von diesem noch von der kirchlichen Einsegnung abhängig. Wo eine leidlich feste Staatsgewalt bestand, nahm die sich der Sache an. Aus der tollen Geschichte, wie sich Benvenuto Cellini an seinem Gehilfen Paul Nicceri rächte, erfahren wir, daß es in Frankreich üblich war, die Eheschließung durch Notare beglaubigen zu lassen. Da demnach die Kirche die ohne Genehmigung der Eltern und ohne Zeugen geschlossenen Winkelhehen für gültig erklärte, nahmen diese überhand, was die geschlechtliche Verwilderung noch verschlimmerte. Das Tridentinische Konzil leitete sein Decretum de reformatione matrimonii mit den Worten ein: „Obgleich nicht zu bezweifeln ist, daß die durch den freien Konsens der Kontrahenten geschlossenen heimlichen Ehen gültige und wahre Ehen sind, so lange die Kirche sie nicht für ungültig erklärt, und demnach mit Recht Die zu verdammen sind, wie sie denn diese heilige Synode mit dem Anathem verdammt, die Das leugnen und fälschlich behaupten, solche Ehen, die von Kindern ohne Einwilligung der Eltern geschlossen werden, seien an

sich ungiltig und es hänge von den Eltern ab, ob sie Giltigkeit erlangen oder nicht, so hat doch die Kirche solche Ehen aus höchst gerechten Ursachen immer verabscheut und verboten.“ Die Reformatoren haben gegen die Unsitte nicht allein geeifert, sondern sie mit Hilfe der weltlichen Obrigkeit in den protestantischen Gebieten wirklich beseitigt; und erst nachdem Das geschehen war, ist das Tridentinische Konzil nachgehinkt mit seinem berühmten Dekret, wonach hinfür eine giltige Ehe nur geschlossen werden könne in Gegenwart des zuständigen Pfarrers und zweier weiteren Zeugen. Die kirchliche Einsegnung war zwar von alten Zeiten her vorgeschrieben (wird doch auch bei den meisten Heiden die Ehe einer religiösen Weihe gewürdigt), aber nie ist der Kirche eingefallen, die Einsegnung für die Eheschließung zu erklären; diese erfolgt nach wie vor dem Tridentinum durch den Konsens der Eheleute. Auch der Pfarrer, der nach dem Tridentinum zugezogen werden soll und, wo nichts hindert, die Ehe in der Kirche feierlich einzusegnen hat, fungirt nicht etwa als Ausspender des Sakramentes, das die Ehe giltig mache, sondern nur als Zeuge und Beurkunder des vollzogenen Kontraktes, dem nach der katholischen Dogmatik der sakramentale Charakter anhaftet. Weil nun diese Beurkundung gewöhnlich mit der Trauung verbunden wird (es wäre ja ungebührig, wenn man den Geistlichen zweimal inkommodiren wollte, zuerst als Zeugen und dann als Segenspender), so hat sich im Volk und sogar bei den Gebildeten die falsche Meinung festgesetzt, die kirchliche Trauung sei die Eheschließung; eine kirchliche Feierlichkeit werde zur Giltigkeit der Ehe erfordert. Diese falsche Meinung wurde vom sechzehnten Jahrhundert an durch den Umstand befestigt, daß die Staatsregierungen den Geistlichen beider Konfessionen die Führung der Standesamtsregister übergaben und daß von der Eintragung in diese Register die bürgerliche Giltigkeit der Ehe abhing. Weder Manzoni's Promessi Sposi haben diese Meinung erschüttert noch vermochte es die Thatfache, daß auch in Deutschland die „tridentinische Eheschließung“ manchmal vorgekommen ist. Brautleute, denen von den Angehörigen Schwierigkeiten bereitet wurden, haben ein Abendessen veranstaltet, zu dem auch der Pfarrer eingeladen war, sind plötzlich aufgestanden, haben einander für Mann und Frau erklärt: und solche Ehe hat kein Papst angefochten; war sie doch *coram parochio et duobus testibus* geschlossen.

Aus dieser Geschichte der kirchlichen Eheschließung folgt, daß die Kirche und Vater Euvrard im Unrecht sind, wenn sie die nur vor dem Standesbeamten geschlossene Ehe für ein Konkubinat erklären und die arme Gabriele auch nach dem Tod ihres ersten Mannes noch „im Kerker“ lassen. Erstens gilt das Tridentinische Dekret nur für die Länder und Gegenden, wo das Tridentinum publizirt ist, und die Kurie nahm an, daß es in den ganz oder zum größeren Theil dem Protestantismus zugefallenen Ländern nicht publizirt sei. Deshalb wurden die in der evangelischen Kirche getrauten gemischten

Paare als gültig verheirathete Eheleute anerkannt, nicht etwa, weil sie vom evangelischen Geistlichen getraut waren, sondern, weil für sie die Zeugenschaft des katholischen Pfarrers nicht erfordert wurde. Zweitens hatte doch das tridentinische Dekret nur den Zweck, der Ehe Notorietät zu verleihen, durch Beurkundung die Rechte beider Gatten zu sichern und durch die Bedingungen, an welche die Beurkundung geknüpft wird, wie die Einwilligung der Eltern, leichtsinnigen und ungehörigen Berehelichungen vorzubeugen. Sobald nun überall geordnete und feste Staatsregierungen diese Sorge übernahmen, mußten die Kirchenoberen, wenn sie nicht als Hierarchen, sondern als Christen handeln wollten, erklären: Wir haben in dieser Sache unseres Amtes gewaltet, so lange der Staat nicht vorhanden war oder seine Pflicht versäumte; jetzt sind wir für die bezeichneten Zwecke nicht mehr nothwendig, überlassen dem Staate die Beurkundung des Personenstandes und setzen nur voraus, daß die Eheleute, so weit sie gläubige Christen sind, nach der vor dem Standesbeamten vollzogenen Eheschließung sich den kirchlichen Segen holen werden. In den meisten Ländern aber haben die Bischöfe, wenn es sich um die Einführung der Civilehe handelte, sich geberdet, als hätten sie allein über die Formalitäten zu bestimmen, die einer Ehe Gültigkeit verleihen. Wer nicht glaubt, daß an einem Ort, wo das Tridentinum nicht publizirt ist, eine Klandestine oder Winkelche zweier unmündigen Kinder Gültigkeit hat (nach dem kanonischen Recht ist der Knabe mit vierzehn, das Mädchen mit zwölf Jahren ehemündig), wird mit dem Anathem belegt; wer eine bürgerliche Ehe, die mit allen Kautelen gegen Mißbrauch, Leichtsinn, Anfechtbarkeit umgeben ist, für gültig erklärt, wird aber auch verdammt. Mit tiefer Entrüstung erfüllte es mich, als in der Zeit des Kulturkampfes, den ich ja nicht billigte, das breslauer bischöfliche Amt eine geheime Betordnung erließ, wonach die Pfarrer in der Osterzeit das tridentinische Dekret verkünden sollten. Damit war nicht allein die nur bürgerlich geschlossene Ehe für ein Konkubinat erklärt, sondern es hörte auch der Stand der Unschuld für den katholischen Theil solcher gemischten Brautpaare auf, die sich in der evangelischen Kirche trauen oder, wie man nach Einführung der Civilehe sagen muß, einsegnen lassen.

Leuten gewöhnlichen Schlages ist es nicht um Wahrheit zu thun, nicht darum, durch die Wahrheit den Frieden herzustellen und gemeinsames ersprißliches Wirken zu ermöglichen; sie wollen nur streiten, Recht behalten, den Gegner ärgern und beschimpfen. Als einige Jahre darauf das tridentinische Dekret in Berlin und in Schweidnitz an die Kirchthür angeschlagen wurde, brach natürlich im protestantischen Lager ein HeidenSpektakel los; aber Keinem fiel ein, sich die Thatfachen und die Rechtslage genau anzusehen und an dieser Publikation Das hervorzuheben, was wirklich nicht allein strengen Tadel, sondern entschiedene Verurtheilung verdiente. Immer wieder wurde in der Presse der alte Vorwurf erneut, die Ehen der Evangelischen würden von der katholischen Kirche für Konkubinate erklärt.

Das ist nun einfach unwahr. Die katholische Kirche erklärt nicht allein die evangelischen, sondern auch die jüdischen und die heidnischen Ehen für wirkliche und gültige Ehen; das tridentinische Dekret gilt nur für die Katholiken und auch für sie, wie gesagt, nur da, wo es offiziell verkündet ist; den gültigen Ehen der Häretiker und Schismatiker kommt nach Gury sogar der sakramentale Charakter zu. Als ich Das vor zehn Jahren einmal auseinandergesetzt hatte, schrieb mir Herr Pfarrer Licentiat Thümmel: „Allerdings schreibt Gury, daß die unter Ungläubigen und Juden geschlossene Ehe eine rechtmäßige sei, aber die deutsche Ausgabe von Wesselac fügt im zweiten Theil auch die Instruktion der Pönitentiarie bei, nach der die nicht sakramentale Verbindung Konkubinat sei.“ Bis jetzt habe ich leider versäumt, mir diese deutsche Ausgabe zu verschaffen. Ehe ich den Vorlaut der Instruktion gesehen habe, vermag ich nicht zu glauben, daß die Kurie das alte kanonische Eherecht und das katholische Dogma von der Ehe umgestoßen haben sollte. Dem unwissenden und bigotten neunten Pius war freilich das Aergste zuzutrauen; und vom Standpunkte der Hierarchie aus wäre die Neuerung eben so zweckmäßig, wie es die Publikation des Tridentinums durch den Breslauer Fürstbischof war. Die katholische Dogmatik enthält unter vielen anderen Vernunftkeimen auch den, daß sie das ewige Heil nicht unbedingt von der priesterlichen Vermittelung abhängig macht. Sie lehrt, daß im Nothfall jeder Mensch gültig taufen könne, daß nicht vom Priester, sondern von den kontrahirenden Brautleuten die Ehe geschlossen werde und daß der Mensch auch ohne priesterliche Absolution Vergebung der Sünden empfangen, wenn er sie aus reiner Liebe zu Gott bereut. Demnach kann der Mensch in den drei wichtigsten Lebenslagen, beim Eintritt in die Welt, bei Schließung des Bundes, der den Fortbestand des Menschengeschlechtes sichert, und im Sterben auch ohne Priester fertig werden. Den Hierarchen aber liegt daran, den Priester als unter allen Umständen unentbehrlich hinzustellen. Pius der Zehnte, der sich nach hoffnungsvollen Anfängen zu einem würdigen Nachfolger des neunten entwickeln zu wollen scheint, soll nach neueren Meldungen allen Zweifeln über die Publikation des Tridentinums ein Ende gemacht und erklärt haben, daß in Norddeutschland das Dekret gelte. Herr Pfarrer Thümmel behauptete auch, jeder eine gemischte Ehe eingehende und nur evangelisch getraute Katholik werde von dem fürstbischöflichen Erlaß als concubinarius angesprochen. Aber seit Einführung der obligatorischen Civilehe kann es ja evangelisch getraute Katholiken so wenig geben wie überhaupt kirchlich getraute Eheleute. Ein nur in der evangelischen Kirche getrauter Mann würde nicht bloß von der katholischen Kirche, sondern auch vom Staate als concubinarius behandelt werden. Nicht gegen die evangelische Trauung, sondern gegen die Civilehe war der bischöfliche Erlaß gerichtet; und da der beleidigende Ausdruck concubinarius in Beziehung auf evangelisch Getraute von Katholiken

niemals gebraucht worden ist, so war der von Evangelischen erhobene Vorwurf durchaus unbegründet.

Rag Bourget's Roman literarisch ein Meisterwerk sein: der Tendenz nach ist er entschieden verfehlt. Er wird keinen vernünftigen Menschen belehren. Eine Ehescheidung ist immer eine fatale Sache und kann sehr widrige Folgen haben (drum prüfe, wer sich ewig bindet); aber eine Ehe, wo der eine Theil seines Lebens nicht sicher ist, wo die Frau täglich mißhandelt wird, wo die Kinder verdorben werden, ist etwas viel Schrecklicheres als alle Unannehmlichkeiten, die eine Scheidung zur Folge haben kann. Die kirchliche Scheidung von Tisch und Bett aber, die beide Theile ledig zu bleiben zwingt und den Mann wenigstens verurtheilt, unzählige „Todsünden“ zu begehen, ist nicht nur ein ungenügendes, sondern ein unwürdiges Auskunftsmittel. Wenn sich Paul Bourget nachträglich überlegt, daß das Familienleben der protestantischen Völker, die sich seit Jahrhunderten der Möglichkeit einer gesetzlichen Trennung unglücklicher Ehen erfreuen, sicher nicht schlechter ist als das der katholischen, so wird er sein Unternehmen, das katholische Eherecht mit einem Roman zu stützen, recht überflüssig finden. Er konnte Nützlicheres thun: aus der Episode Luciens mußte er einen selbständigen Roman machen. Luciens Braut ist eine rechtschaffene Frau, deren Kopf eine verkehrte Erziehung mit allerlei verrückten Ideen, wie der von der Freien Liebe, angefüllt hat und die deshalb einem Schurken zum Opfer fällt. Bourget mußte nun zeigen, daß die Sicherung der Ehe durch gesetzliche Formen, die von modernen Märrinnen als ein unwürdiges Sklavenjoch gehaßt wird, in Wirklichkeit ein unentbehrlicher Schutz für das Weib ist und daß Niemand schlechter fahren würde als die Mädchen und die Mütter, wenn die bürgerliche Gesellschaft den Grundsatz aufstellen wollte: Formen gelten nicht.

Reiffe.

Karl Zentich.



## Beleidigungen.

**W**as der höchsten Rechtsgüter ist, wie man sagt, die bürgerliche Ehre; und doch wird wohl mit keinem anderen im täglichen Leben so unsäuberlich umgegangen; wem nicht glaubt, möge sich nur bei irgend einem Schöffengericht oder, wenn er sich an einen solchen Löwen nicht recht herantraut, auch bei einem einfachen Schiedsmann erkundigen. Im Grunde ist da übrigens gar nichts zu staunen: jeder leidlich temperamentvolle Mensch spricht täglich mindestens seine zwölf Beleidigungen aus oder er denkt sie wenigstens, so daß man ihm mit Hilfe eines Gedankenlesers auch zu Leibe gehen könnte. Daß die meisten davon, wie schon Freiligrath entschuldigend sagt, „nicht böß gemeint sind“, hilft ihm auch nicht viel; der

Dichter fügt ja schon warnend hinzu: „Der Andre aber geht und klagt.“ Das heißt: den Injurienprozeß hat man darum doch am Hals. Und die Spielarten solcher Prozesse sind unzählig. Wie die Zahl der gehörnten Teufelchen nach den Erfahrungen des Professors Bauy in Münster Legion ist und in allen Farben, vom mattersten Taubengrau bis zum sattesten Brillantröth, schillert, so ist es auch mit den Beleidigungen: zwischen der einfachen, ungestinstelten „Schaut“, die ein Arbeiter dem anderen aufbrummt, und dem anonymen Brief oder der raffinierten Kredit-Untergrabung liegt eine Welt; und was für eine! Sehen wir uns einmal in dieser Welt um, die so Vielen Unheil gebracht hat.

Die häufigste und unzweideutigste Art der Beleidigung ist Das, was man im Volksmunde ausschließlich unter „Injurie“ zu verstehen pflegt, nämlich das Schimpfwort. Juristisch betrachtet, ist es eine „Beleidigung aus § 185 Str. G. B.“, logisch betrachtet eine abfällige Charakterisirung des Angegriffenen, ausgesprochen als Bezeugung der Mißachtung. Diese Charakterisirung kann die ganze Persönlichkeit oder auch nur einzelne körperliche, geistige oder moralische Eigenschaften des Betroffenen umfassen, sie kann in ein Schlagwort (mit Ausrufungszeichen!) zusammengedrängt oder in längere Sätze eingekleidet sein, sie kann endlich eine direkte Behauptung enthalten oder auch nur die Prämissen zu einer unabweislichen Schlussfolgerung geben, deren Ziehung dann dem Betroffenen selbst überlassen bleibt. Sehr beliebt ist die Vergleichsform („Solche Dummheit ist polizeiwidrig“ oder: „Wer so handelt, verdient . . .“); doch ist auch die bedingte Form („Wenn Einer so ein Rindvieh ist“) nicht ausgeschlossen, weil hierbei nämlich die Bedingung schon als erfüllt angenommen wird; selbst die Aufforderung zu gewissen, meist nicht gerade bequemen Handlungen fällt unter den selben Begriff. (Das historische Beispiel ist Göp von Verlichingen.) All diese Unterschiede werden für den Verletzten kaum ins Gewicht fallen und für den Strafrichter der Regel nach auch nicht. Doch bleibt die Vielseitigkeit des Ausdrucks immerhin interessant; auch macht die Auslegung manchemal unverkennbare Schwierigkeiten. Das gilt schon von den üblichen Vergleichen mit hervorragenden Repräsentanten des Thierreiches, denn man kann ein Thier von recht verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten; so beleidigt der einfache „Ejel“ ohne Weiteres, der „Padesel“ nicht mehr unbedingt, und wie dann gar erst ein „Heimchen“ zu bewerten ist, hängt sehr von den Umständen ab. Selbst anerkannte Schimpfwörter haben diese Bedeutung nicht immer: man denke nur an das im Ton höchster Anerkennung gesprochene „Luder“ oder auch an das gemüthliche „Luderchen“. Noch schwieriger wird die Sache, wenn ehrenwerthe Berufe (so namentlich der beliebte „Nachtmächter“) zur Charakterisirung herangezogen werden, ja, der Verletzte vielleicht selbst diesen Beruf ausübt. Daß man einen Schneider nicht als „Bod“, einen Schuhmacher nicht als „Pechhengst“ bezeichnen darf, ist klar. Darf man den Schuhmacher aber kurzweg „Schuster“ oder gar „Hidschuster“ tituliren? Das kommt sehr auf die Umstände an. Und gerade in solchen Berufsbezeichnungen ist das Volk uner schöplich; man lernt als Richter sogar Berufsarten kennen, von denen man sonst kaum Etwas hört, einen „Konfusionsrath“, einen „Umstands-Kommissarius“ oder gar einen „Stippkäufer“ und „Schweinepriester“. Manchemal schleichen sich Nebenbedeutungen ein, wie in der Bezeichnung „seiner Uhrmacher“, die in manchen Gegenden einen Betrüger bedeutet. Auch sonst ist der Sinn gewisser dialektischen Schimpfwörter nicht immer leicht zu ermitteln. So hatte ein Schöffengerichter er-

hebliche Schwierigkeiten zu überwinden, bis er herausbekam, daß „Bärkapp“ so viel wie Pferdeschnauze (stichtiger „Bärelabbe“) besagen sollte und daß man mit „Silvesterguter“ einen Schielenden (wahrscheinlich, weil er mit einem Auge schon in das neue Jahr hinüberlugt) verspottet; auch der in Frankfurt landläufige Ausdruck „Elbel“ für einen Stromer dürfte nicht Jedem bekannt sein. Ein allgemeines Schimpfwörterlexikon für das Deutsche Reich hat aber leider das Reichsjustizamt noch nicht herausgegeben. Und an dem „bringenden Bedürfnis“ kann doch nicht gezweifelt werden.

So ist schon die gewöhnliche Verbalinjurie keineswegs immer „reinlich und zweifelsohne“ für die Feststellung. Tritt nun die Thätlichkeit oder die Beherde, wie in der Form der Maulschelle, des Ausspieens, Zunge-Herausstreckens, der „Langen Nase“ hinzu, so wird der animus injuriandi freilich schon deutlicher und kann manchmal der Worte sogar ganz entzihen, wenn auch unser Volk hierin noch lange nicht die schöne Ausdrucksfähigkeit der Neapolitaner besitzt. Aber dann ist wiederum die Grenze gegenüber der „leichten Körperverletzung“ oft schwer zu ziehen. Eine solche liegt nämlich schon vor, wenn nur ein körperliches Unbehagen verursacht ist. Das kann bei einer schallenden Ohrfeige wohl unbedenklich und ohne Sachverständigen-Gutachten angenommen werden, während ein leichter Klaps, zumal auf einen gut bedeckten Körpertheil, vielleicht kaum empfunden wird. Eben so wird Kratzen, Auspucken und Aehnliches den menschlichen Hautnerven normaler Weise sicher Mißbehagen bereiten; hat aber Jemand, wie Bülow's Muster-Diplomat, ein „Fell wie ein Rhinoceros“, so wird die Sache schon wieder fraglich. Wer entscheidet da? Die zuständige Instanz natürlich.

Doch die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen erst mit der „üblen Nachrede“ des § 186 Str. G. B., also mit der Behauptung oder Verbreitung nicht erweislich wahrer Thatfachen von ehrenrühriger Art „in Beziehung auf einen Anderen“; sie verdickt sich zur Verleumdung\* (§ 187), wenn direkt unwahre (erweislich unwahre) Thatfachen wider besseres Wissen behauptet oder verbreitet werden, und dann genügen auch Thatfachen, die nicht die Ehre, aber den Kredit gefährden.

Hier gilt es nun zunächst, den Unterschied von der vorher besprochenen „einfachen“ Beleidigung des § 185 zu finden. Er liegt nach der herrschenden Lehre in der Behauptung bestimmter Thatfachen, („von“ Jemandem), im Gegensatz zu dem Ausprechen eines allgemeinen Urtheils („über“ ihn) und darin, daß man weniger „zu“ ihm als vielmehr „von“ ihm, nämlich zu Dritten, reden will, mindestens so, daß nicht er allein es hört, sondern auch Andere ihre Freude daran haben. Deshalb fallen Beleidigungen in einer „offenen Aussprache“ ohne Zeugen oder in einem verschlossenen Brief niemals unter die Paragraphen 186 oder 187, auch wenn sie in der Behauptung konkreter Thatfachen bestehen; sie müssen dann nach § 185 bestraft werden, indem man aus der Ehrenrührigkeit des Behaupteten ein allgemeines Urtheil des Behauptenden über Den, dem er „so was zutraut“, herausbestimmt. Das umgekehrte Verfahren ist aber nicht zulässig; allgemeine Urtheile, wie „Der R. R. ist ein Lump“, können niemals als die Behauptung einer „bestimmten Thatfache in Beziehung auf den R. R.“ gelten, und mögen sie mit noch so großer Bestimmtheit, ja, vielleicht selbst mit dem Zusatz: „Er ist thatsächlich ein Lump“ ausgesprochen sein; sie fallen nur unter § 185, auch wenn sie in Abwesenheit des R. R. zu Dritten geäußert sind. Nun ist aber die Scheidelinie zwischen Thatfache und Urtheil leider nicht immer leicht zu ziehen. Wenn ich von dem Bedienten Traugott Ohlylich erzähle, er

habe seinem Herrn, dem Baron P., am einunddreißigsten Mai auf diese oder jene Weise eine goldene Uhr gestohlen, so ist Das zweifellos eine bestimmte Thatfache; auch wenn ich nur äußere, Ehrlich habe seinen Herrn bestohlen, oder auch nur, Ehrlich habe gestohlen, wird man noch das Selbe annehmen müssen. Wie aber, wenn die Aeußerung sich darauf beschränkt, daß Ehrlich ein Dieb sei, oder verblümt, daß er „seinem Namen keine Ehre mache“? Ist Das auch noch eine Thatfache oder nur ein Urtheil? Der Zweifler flüchtet zum Reichsgericht und erfährt dort (Annalen Band 8, Seite 115): „Thatfache ist das erkennbar gekennzeichnete konkrete Handeln eines Anderen mit Einschluß der bestimmenden Willensrichtung desselben“; und wenn er nun Bescheid weiß, um so besser für ihn!

Die Unterscheidung ist unumgänglich nöthig, weil man für die Wahrheit behaupteter Thatfachen zum Beweis zugelassen wird, für die Richtigkeit abfälliger Urtheile dagegen nicht. Das ist im Publikum vielfach nicht genügend bekannt. Ein Spießbürger von Bullershausen hatte von seinem Stadtoberhaupt gesagt: „Unser Bürgermeister ist das größte Hindvieh von Bullershausen.“ Er hoffte, den Beweis der Wahrheit führen zu können, und fürchtete nur, an dem etwas unvorsichtig gewählten Superlativ vielleicht noch zu scheitern, wurde aber belehrt, daß die geistigen Fähigkeiten des Bürgermeisters überhaupt nicht zur Erörterung standen. Zweifelhafte lag schon der Fall eines Bureaubeamten, der über einen ihm direkt Vorgesetzten gesagt hatte: „Der Geheimrath S. ist ein Gimpel; dies Roß singt Alles verkehrt an.“ Er wußte zwar, daß er das „Roß“ zu jähnen haben werde, und glaubte auch nicht, daß ihm der Gimpel geschenkt sei; aber den Beweis, daß der Geheimrath Alles verkehrt mache, vermuthete er sich doch, zu erbringen und erwartete, dadurch eine erhebliche Strafmäßigung zu erzielen. Aber auch hier wurde der Wahrheitsbeweis (zur Beruhigung des Geheimrathes) nicht zugelassen; und doch war wohl unzweifelhaft eine bestimmte Thatfache, die freilich zugleich ein Urtheil in sich schloß, behauptet worden. Weniger wird man allerdings der Auffassung eines Referendars bei der Staatsanwaltschaft beipflichten, der die Anklage gegen einen Bummler zu „bawen“ hatte. Der vom Schupmann bedrohte Bummler hatte nämlich erwidert: „Der ist belämmert!“ Der Referendar sah hierin „die Behauptung einer nicht erweislich wahren Thatfache, die geeignet ist, den Schupmann V. verächtlich zu machen oder in der Oeffentlichen Meinung herabzumüthigen.“ Er fand nicht einmal bei seinem Staatsanwalt Beifall.

Liegt zweifellos eine behauptete Thatfache vor, so ist die Frage, ob sie ehrenrühriger Natur ist, oft weniger klar. Muß sich Jemand beleidigt fühlen, wenn von ihm gesagt wird, er sei bei einer bestimmten Gelegenheit „vom Stamme Anhalt“ oder vielleicht gar „vom Stamme Rimm“ gewesen? Ein Geldmann der Regel nach wohl kaum, ein Generalsuperintendent schon eher, während für einen Finanzminister wiederum das Wort geradezu eine ehrende Anerkennung sein kann. Ein Amtsrichter, der gern Sühneverjuche machte und einen mageren Vergleich der Parteien einem biden Erkenntniß, das er zu liefern hätte, vorzog, wurde „der reine Sühneprinz“ genannt; ohne den politischen Beigehmach dieses Wortes wäre Das wohl keine Beleidigung gewesen, da Vergleiche, zumal in Prozeffen, über kleine Objekte thunlichst erstrebt werden sollen. Von einem Bäckermeister hatte sein Konkurrent gesagt, er backe nichts als „Papps und Kloßwaare“. Das sollte natürlich eine Herabsetzung seiner gewerblichen Leistungen bedeuten; war es aber zugleich eine

Ehrenkränkung? Solche zweifelhafte Fälle ließen sich ins Ungemeßene häufen, besonders wenn man die mannichfachen Gattungen von Ehre, die der Jurist kennt und nach Bedarf schützt, mit heranzieht: da giebt es eine „allgemein menschliche“ und eine „bürgerliche“ Ehre, diese wieder als „gemeine“ und „vorzügliche“, eine „höhere“ und „niedere“ Standesehre, eine Berufs-, Gewerbe- und Klassen-Ehre, eine Alters- und Geschlechts-Ehre und noch andere Ehr-Abstufungen mehr, von denen selbst Sudermann schwerlich einen Begriff hat. Und all diese Ehrensorten werden mit Argusaugen bewacht und doch täglich auf die Füßneraugen getreten.

Wo der Wahrheitbeweis zugelassen wird, bereitet die Frage, ob er im einzelnen Fall als erbracht anzusehen ist, natürlich oft Schwierigkeiten; doch liegen diese mehr auf thatsächlichem Gebiet und das „semper aliquid haeret“ spielt hier eine große Rolle. Die juristische Schwierigkeit trägt aber erst der § 192 hinein, nach dem auch der Beweis der Wahrheit nicht vor Strafe schützt, wenn das „Vorhandensein einer Beleidigung“ (nach der herrschenden Meinung: die beleidigende Absicht) aus der Form oder aus den begleitenden Umständen der Äußerung hervorgeht. Man darf also auch dem bestbestraften Dieb seine Zuchthausjahre nicht ohne genügende Veranlassung vorkalten oder nachsagen und man darf selbst dann nicht sagen, er habe „gestohlen wie ein Mabe“. Der höhnische Beigeschmack verdirbt hier den schönsten Wahrheitbeweis. Nun liegt aber die Sache auch nicht immer so klar wie in solchen Schulfällen. Die Sprache des täglichen Lebens hat viele Wendungen geprägt, deren ursprünglich sarkastische Färbung kaum noch zum Bewußtsein kommt (man denke etwa an Worte wie „Langfinger“, „Messerheld“, „Schürzenjäger“) und der gemeine Mann nimmt es mit der Wahl seiner Ausdrücke überhaupt nicht so genau; und gar erst die „gemeine Frau“! Man muß deshalb mit der Herleitung der Beleidigungsabsicht aus der Form der Äußerung vorsichtig sein, zumal mitunter auch berechtigte Entrüstung oder familiäre Beziehungen die Anwendung der schärferen Form selbst da ganz angebracht erscheinen lassen, wo die farblosere Ausdrucksweise der korrekten Amtssprache „sachlich genügt“ hätte. Wir sind eben im gewöhnlichen Leben nicht Diplomaten, die eine grobe Lüge eine „unvorsichtige Behauptung“ und einen Lappen eine „nicht ganz einwandfreie Persönlichkeit“ nennen. Nur praktische Lebenserfahrung und genaue Prüfung des einzelnen Falles kann hier die richtige Begrenzung des *animus injuriandi* geben.

Damit betrete ich schon ein Gebiet, auf dem die Schwierigkeiten der Beleidigung-Theorie ihren Höhepunkt erreichen, nämlich das der vielumstrittenen „berechtigten Interessen“. (Man könnte sie fast „berücksichtigte“ nennen.) Wer diese „wahrnimmt“, bleibt nach § 193 straflos, so lange ihm nicht wiederum die beleidigende Absicht nachgewiesen wird; selbst wissenschaftliche Verleumdungen darf er nach der Praxis des Reichsgerichtes unter diesem Deckmantel begehen, wenn die Umstände danach sind, wenn, zum Beispiel, ein Angeklagter, um sich selbst weißzubrennen, die Belastungszeugen anschwärzt. Damit nähern wir uns freilich bedenklich der jesuitischen Lehre von der Heiligung der Mittel durch den Zweck. Uebrigens weiß Niemand genau, wo die berechtigten Interessen anfangen und wo sie (wenn überhaupt) aufhören. Nur da, wo sie der harmlose Laie vielleicht am Ehesten suchen würde, nämlich bei der Besprechung allgemeiner Mißstände durch die Presse, sind sie nach feststehender Rechtsprechung entschieden nicht; denn sie müssen den Lebenden irgendwie persönlich angehen; ein „uferloser Altruismus“ wird nicht

geschügt. Sonst sind sie aber auch überall, sie schweben in der Luft, wie wohlthätige Bazillen, und ein Vertheidiger, der sie nicht bei jeder Beleidigung auf den ersten Blick herausfindet, kann sich getrost sein Lehrgeld, einschließlich sämtlicher Nebenaufwendungen für studentisches Kustreten und Paukerei zum Examen, wiedergeben lassen. Freilich ist ein kleiner Haken dabei: die beleidigende Aeußerung muß „zur“ Wahrnehmung berechtigter Interessen gethan sein und nicht etwa nur „bei Gelegenheit“ dieser Wahrnehmung, denn Gelegenheit macht bekanntlich nicht nur Diebe, sondern auch Injurianten, und wenn sie „günstig“ ist, wie in der Hohen Waffe von Rüßnacht, so wird der Landvogt, den man eigentlich nur anzuschießen brauchte, gleich ganz zur Strecke gebracht. Aber damit hört dann auch die straflose Nothwehr auf.

Ein genaueres Eingehen auf den Begriff und die Umgrenzung der berechtigten Interessen und auf die Besonderheiten der zugleich erwähnten „Beleidigungen“ durch die Presse“ ist leider im Rahmen dieser Besprechung unmöglich; beide Materien sind zu einem Umfang angeschwollen, daß sie eigentlich nur noch von Spezialisten bewältigt werden könnten und, wenn sie der Medizin angehörten, sicher schon solche gefunden hätten. Hoffen wir, daß sie ihnen auch in der Zukunft erliegen.

Als eine Besonderheit verdient noch erwähnt zu werden der Fall einer auf der Stelle erwiderten Beleidigung (§ 199 Str. G. B.): hier können beide Beleidiger für straffrei erklärt werden oder nach Umständen auch nur einer von beiden, und zwar selbst das „Karnikel, das angefangen hat“. Die Beleidigung theilt diese Eigenthümlichkeit mit der leichten Körperverletzung (§ 233); beide können sogar gegen einander in dieser Weise kompensirt werden, denn vom Schimpfswort zur Maultschelle ist ja nur ein Schritt, — und selbst ein solcher ist manchmal nicht erst erforderlich. Die Schöffengerichte machen übrigens von dieser Kompensationsbefugniß bei den Streitigkeiten gewöhnlicher Leute nur ugeren Gebrauch; sie meinen, daß man diesen Leuten die süße Gewohnheit des Schimpfens und Hauens nicht allzu bequem machen dürfe, da sie sonst überhaupt nicht mehr vom Injuriengericht wegzubringen wären. Im Uebrigen erzeugt die Bestimmung auch interessante Zweifelsfragen, so namentlich die, ob die Beleidigung durch einen unter dem Schutze der parlamentarischen Redefreiheit stehenden Abgeordneten auch von dem Angegriffenen straflos erwidert werden kann. Das Reichsgericht hat die Frage verneint, weil in dem Heranziehen der ersten Beleidigung zur Kompensation ein „Verantwortlichmachen“ des Abgeordneten zu finden sei; diese Entscheidung hat aber vielfach Widerspruch gefunden. Rehnlich liegt der Fall der Erwidrerung einer durch ein strafunmündiges Kind zugefügten Beleidigung. Er ist sehr häufig, da der Erwachsene hier zugleich ein (ihm aber nicht zustehendes) Erziehungs- und Züchtigungsrecht auszuüben glaubt. Die Praxis hält eine Kompensation für zulässig, weil gegenüber dem Kind nur die Bestrafung, nicht schon die bloße Verantwortlichmachung ausgeschlossen ist. Zweifelhast ist ferner die Begrenzung des Begriffes „auf der Stelle“, wobei das Fortdauern des unmittelbaren psychischen Eindruckes der ersten Beleidigung maßgebend sein soll; wie lange dieser anhält, wird aber wiederum individuell sehr verschieden sein. Man wird daher im gegebenen Fall gut thun, seinen Eindruck auch entsprechend zum Ausdruck zu bringen, wenn man sich den Schutz des § 199 Str. G. B. sichern will.

Die Bestrafung der Beleidigung erfolgt bekanntlich nur auf Antrag des

Verletzten oder seines gesetzlichen Vertreters; ist ein Beamter in Ausübung seines Berufes oder „in Beziehung auf diesen“ beleidigt, so kann auch die vorgelegte Behörde den Strafantrag stellen. Das ist, beiläufig bemerkt, die einzige juristische Besonderheit der im Volk so bekannten und gefürchteten „Beamtenbeleidigung“; thätächlich kommt allerdings als Charakteristikum hinzu, daß bei ihr die Staatsanwaltschaft wohl ausnahmslos die öffentliche Anklage erhebt und daß die Strafe meist schärfer sein wird. Uebrigens werden mindestens drei Viertel der Beamtenbeleidigungen bei Festnahmen oder ähnlichen unangenehmen Akten begangen und jeder etwas energische Schutzmann wird im Lauf der Jahre damit gespickt, wie der Heilige Sebastian mit Pfeilen. Bekannt ist der Fall des Studenten, der auf die Worte: „Sie sind mein Arrestant!“ dem Schutzmann erwiderte: „Nein, Sie sind meiner!“ und diese Behauptung dann einleuchtend damit rechtfertigte, daß Jener, wenn er ihn arretere, doch der „Arrestant“, er selbst aber der „Arrestat“ sein müsse. Das hat aber in die Schutzmannsprache noch immer nicht Eingang gefunden.

Der Strafantrag muß binnen drei Monaten seit Kenntniß der Beleidigung gestellt werden; wenn das Ehrgefühl bis dahin nicht reagirt hat, so kann man seinen verspäteten Auswülfungen allerdings wohl die Anerkennung verjagen, da sie meist nur andere Motive verbergen. Nur bei „wechselseitigen“ Beleidigungen (die nicht mit den „auf der Stelle erwiderten“ gleichbedeutend sind) kann, wenn der Eine klagt, der Andere trotz Ablauf der Antragsfrist noch Widerklage erheben, um die ausgleichende Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen. Im Uebrigen bildet die verwickelte Lehre vom Strafantrag, seiner Form und Zurücknahme, seiner Stellung durch Bevollmächtigte, seinem Verhältniß zur Verjährung u. s. w. ein juristisches Hiergärtlein, in dem noch manche schöne Streitfrage als stacheliges Kakuspflänzchen gedeiht.

Interessanter für die Allgemeinheit ist jedoch die vielfach gestellte Frage, ob Beleidigungen bei uns überhaupt hinreichend geahnt werden. An den nöthigen Instanzen dazu fehlt es wahrlich nicht: während ein Mord oder eine Brandstiftung nur das Schwurgericht und allenfalls das Reichsgericht beschäftigen und kein den Thatbestand erschöpfend wiedergebendes Erkenntniß erzeugen, läuft der „Brummochse“, mit dem der Handlanger H. den Maurer B. beehrt hat, geduldig durch drei Instanzen, bis er beim Oberlandesgericht durch fünf ältere Richter zur wohlverdienten Ruhe gebettet wird; dazu muß aber erst zweimal der ganze Neubau als Zeuge vernommen und in drei Urtheilen eingehend ausgeführt sein, daß der Angeklagte trotz seinem Zeugnen in der That von einem Brummochsen gesprochen hat, daß dieser Brummochse nach Lage der Sache nur der Privatkläger sein kann, daß die beleidigende Natur der Äußerung dem Angeklagten völlig bewußt gewesen ist; daß der „Brummochse“ zwar die Erwiderung auf ein „Wondkalb“ war, aber schwerer wiegt als ein solches, daß seine Herausbeschwörung durch keine wirkliche oder vermeintliche Wahrnehmung berechtigter Interessen geboten war, daß seine unrichtige Wiedergabe im Strafantrag als „Hemochse“ diesen Antrag nicht ungiltig macht, daß er mit fünf Mark Geldstrafe nicht zu hoch geahnt ist, zumal Angeklagter schon einmal einen Kollegen mit „Rindviech“ titulirt hat, — und vielleicht noch manches andere Wissenswerthe mehr. Und diese ganze erquickliche Arbeit leistet sich der Staat sogar meist unentgeltlich, so zu sagen aus reiner Liebe zur Sache, da die Kosten fast nie beizutreiben sind und statt der Geldstrafe die Haft „abgebrummt“ wird, so daß Fiskus außer der Zahlung der Zeugengebühren auch

nach den Angeklagten mindestens einen Tag durchzufüttern hat. Und dabei sagt man noch, daß von den Vergehen gegen die Ehre nicht genug Wesens gemacht wird? Ja, Wesens genug; aber, wie das Beispiel zeigt, nicht am richtigen Ort und in der richtigen Weise. Denn während Bagatellen, wie es die meisten Injurien in den unteren Gesellschaftsschichten sind, durch eine unpraktische Prozeßerhebung zu Haupt- und Staatsaktionen aufgebauscht werden, verfaßt wirklichen Ehrenkränkungen gegenüber der Strafapparat nur zu oft. Die mannichfachen Kautelen des Verfahrens bieten dem Angeklagten und seinem Vertheidiger überreiche Gelegenheit, dem Verletzten peinliche Situationen zu bereiten und ihm nun erst recht Etwas anzuhängen. Hier wäre zu reformiren; nur soll man nicht hoffen, dadurch das Duell zu beseitigen. Diese ultima ratio der Verletzten hat, wie jeder Erfahrene weiß, noch andere Wurzeln als solche, die man durch Gesetzesparagrafen abgraben kann.

Zum Schluß noch eine Frage, die man eigentlich als die erste erwarten konnte: Wer kann überhaupt beleidigt werden? Natürlich jeder lebende Mensch (der Verstorbene als solcher nicht, der Embryo, obwohl man ihn als „Wechseldalg“ im Voraus brandmarken könnte, eben so wenig); aber auch der Lebende nur in seiner konkreten Individualität. Es genügt nicht, daß man ihn entweder unter unerkennbarem Pseudonym vollständig abkonterfeit oder bei eben so unerkennbarer Identität seinen Namen mißbraucht. Der erste Fall ist bei zeitgenössischen Romanen oft genug zur Sprache gekommen, der zweite in droßliger Weise bei Gelegenheit der „poetischen“ Reklamen einer einst sehr bekannten berliner Waffenhandlung. Dort war nämlich geschildert, wie zwei Hürsenmänner von Strolchen überfallen wurden, und das Verlein begann mit den Worten: „Im Wagen fuhren Meyer und Cohn; sie sprachen von Börse in lebhaftem Ton.“ Worauf dann im Thiergarten zwei Strolche den Wagen anhielen; aber Cohn zeigt sich der Sachlage gewachsen, denn: „Er zieht den Revolver, der niemals verjagt; tot liegen die Strolche, Gott sei es geklagt!“ Hierdurch fühlte sich eine Firma „Meyer & Cohn“ (in Berlin soll es solche Firmen geben) getroffen und erhob Privatklage; sie fand namentlich eine Beleidigung in dem „Gott sei es geklagt“, wodurch das Unterliegen der Strolche gar noch bedauert werde, während der Angeklagte einwandte, daß der Verlust zweier (wenn auch verfehlter) Menschenleben immer beklagenswerth sei. Diese interessante Streitfrage kam leider nicht zu endgültiger Beantwortung, weil die Identität der Privatkläger mit den in dem Vers Genannten überhaupt zweifelhaft blieb; denn auch das darüber befindliche Bild zeigte zwar typische, aber keine individuelle Portraitähnlichkeit. Allzu viele Meyers und Cohns konnten sich getroffen fühlen.

Noch zweifelhafter ist die Frage, ob ganze Personen-Einheiten, Behörden, Innungen, juristische Körperschaften u. s. w., beleidigt werden können. Die Praxis, im Einzelnen schwanfend, erfordert hierzu nicht nur das Bewußtsein einer gemeinsamen Ehre in der Personen-Gemeinschaft und deren Anerkennung im bürgerlichen Leben, sondern auch eine gewisse individuelle Geschlossenheit, wie sie etwa dem Offiziercorps eines bestimmten Regiments, nicht aber den Offiziercorps im Allgemeinen eigen sein würde. Nach dieser Auffassung könnte ich, zum Beispiel, auch meinen Leserkreis nicht beleidigen, selbst wenn ich — was Gott verhüten möge! — jemals die Absicht dazu haben sollte.

Dito Reinhold.

## Der Hoftheaterdramaturg.

Seine wichtige Frage für den Chef eines großen Hoftheaters ist die Besetzung des Dramaturgen-Postens. Für die Hauptaufgabe dieser großen Kunstinstitute (Das sollten sie wenigstens sein), nämlich die Konservierung der klassischen Werke, allerdings nicht; denn so weit die Hoftheater nur „Museen“ sein sollen, wie sie der Herausgeber der „Zukunft“ treffend genannt hat, bedürfen sie eines Dramaturgen überhaupt nicht, da ja die Klassizität doch wohl bei den leitenden Faktoren als bekannt vorausgesetzt werden muß. Aber die großen Hoftheater erhalten alljährlich Hunderte von Theaterstücken, die nicht nur der trivialen Unterhaltung dienen sollen, sondern zum großen Teil höhere künstlerische Ziele verfolgen. Die Absender erwarten natürlich eine Antwort. Sind es Schriftsteller, die sich durch irgendwelche literarische Leistung schon einen Namen gemacht haben, so erwarten sie sogar eine motivierte Antwort, nämlich im Fall der Ablehnung; im anderen Fall freilich sind sie so bescheiden, sich mit der einfachen Meldung der Annahme zu begnügen. Der Chef eines großen Hoftheaters nun, der etwa selbst sich mit Produktion abgegeben haben sollte (was doch immerhin möglich ist), weiß genau und fühlt namentlich genau, welches Quantum von Fleiß, Vorstudien, ununterbrochener Gedankenarbeit, fortwährender Umwälzung und Umarbeitung in schlaflosen Nächten unter selbstquälerischen Zweifeln und in rastlos ohne Lebensgenuß durchsorgten Tagen oft genug an einem dramatischen Produkt hängt; er weiß auch, daß der Autor in der Zeit nach der Einsendung mit fieberhafter Spannung dem Tag der Entscheidung entgegenharrt, daß unter Umständen ein Lebensschicksal an einer Entscheidung hängen kann. Im vollen Bewußtsein seiner Verantwortung hat der Chef eines großen Kunstinstitutes eine Antwort zu ertheilen, die seine Namensunterschrift trägt, also seine persönliche Ueberzeugung ausdrückt. Ist er nun im Stande, diese Ueberzeugung sich zu verschaffen? Kann er Hunderte von eingefandten Stücken lesen, so aufmerksam, wie es nöthig ist, wenn er sich ein Bild von ihrer Aufführbarkeit machen soll? Kann er die besten Stunden seiner Arbeitszeit, die unge störtesten, sorgenfreisten Stunden hierfür verwenden, wie es doch erforderlich wäre? Unmöglich! Der tägliche praktische Dienst, die administrativen Geschäfte, die finanziellen Schwierigkeiten (von den höfischen ganz abgesehen) nehmen seine Zeit fast ganz in Anspruch; die Stunden sind selten, die er ununterbrochen in voller Aufmerksamkeit einem Stücke widmen kann. Und doch muß auch diese Arbeit pflichtgemäß absolviert werden. Also muß er dafür einen Vertreter bestellen, für den er verantwortlich bleibt: dieser Stellvertreter ist der Hoftheaterdramaturg.

Von welcher Art pflegen nun diese Dramaturgen zu sein? Die ich während fünfundzwanzigjähriger Hoftheaterleitung kennen gelernt habe (ich will ihre Namen schonen), waren entweder Leute, die nach alten ästhetischen Re-

zepten untersuchten, auschieden und dieses Geschäft ohne Berührung mit dem Leben der Welt und seinen drängenden Fragen in stiller Klausur besorgten, also quasi die Arbeit eines fleißigen Holzwurmes verrichteten, oder Leute, die alle Urtheile über ein draußen schon gegebenes Stück aus den Zeitungen zusammenlasen und dem Chef in einem zurechtgemischtem Dreibar vorsetzten; ich fand aber auch Herren, die ihre nach persönlicher Vorliebe (oder schlimmer noch: persönlichen Interessen) abgefaßten Urtheile dem Intendanten zur Unterschrift vorlegten. Die Chefs, die über einige Menschenkenntniß verfügten, also das Treiben der Hoftheaterdramaturgen durchschauten, wie Botho von Hülsen, ließen sich zwar dramaturgische Referate über die einzelnen Stücke einliefern, hüteten sich nach trübem Erfahrungen aber, diese Referate den Autoren zu senden, und erfanden ein einheitliches Formular, in dem schön lithographirt ungefähr stand: „Die Intendanz bedauert, Ihr Schauspiel nicht aufführen zu können, weil es ihr für die Hofbühne nicht geeignet erscheint“. Dieses Schema bürgerte sich ein: Mit solcher Floskel sind nun zwar unangenehme Repliken abgeschritten, die sich an ein motivirtes Urtheil knüpfen können; aber der Sache selbst ist damit nicht gedient. Denn vielleicht sind unter den vielen eingehenden Dramen auch ein paar werthvolle und gewiß ist manches darunter, das nur einer gewissen Nachhilfe oder Nachseilung bedürfte, um werthvoll zu werden. Den Verfassern solcher Dramen wäre mit einer sachlich aufklärenden Antwort offenbar wesentlich zu dienen.

Woher kommen die Dramaturgen? Akademisch gebildete Männer müssen es sein, der Doktor-Titel muß sie zieren, sie sollen auch im Stande sein, ein Referat, einen amtlichen Brief, eine offiziöse Mittheilung an die Zeitungen in gutem Stil abzufassen; ferner wird die Fähigkeit verlangt, journalistische Angriffe auf die Leitung des Hoftheaters journalistisch abzuwehren. Da diese Pflicht wichtig werden kann, wird das Amt des Dramaturgen meist einem früheren Kritiker übertragen, dessen spitze Feder geachtet oder gar gefürchtet wurde. Die spitzesten Federn pflegen aber schnell recht stumpf zu werden, wenn sie in ein Bureau gerathen. Das Bureaukratische ist ungemein mächtig, wirkt ansteckend und Kritiker, die vorher nach Blut rochen, werden aus Reggern Vämmer, wenn sie die Beamtenluft eine Weile geathmet haben. Da ihr persönlicher Literatenehrgeiz im Dramaturgenamt keine Befriedigung mehr findet, so fangen sie allmählich an, die Verantwortung zu scheuen, die aus der Empfehlung von neuen, vielleicht noch nirgends ausgeführten Dramen ihnen erwächst, wenn diese Stücke durchfallen. Nach dem uralten Beamtenprinzip: „Meine Ruhe will ich haben“ verfahren sie dilatorisch, warten ab, wie sich eine Novität an diesem und jenem Theater macht. Wird er zur Abgabe schriftlicher Gutachten genöthigt, so weiß ein pfiffiger Dramaturg sich auf alle Fälle zu decken: er spricht meist weder klar für die Annahme noch deutlich für die Ablehnung, sondern läßt sich Hintertüren offen. Ein lediglich analytischer Geist, wie ihn die meisten Theaterregensenten besitzen, mögen sie auch noch

gründlich ästhetisch-philosophisch vorgeschult sein, mag die Quantität ihres Wissens, selbst die Qualität sehr zu loben sein, wird, meiner Erfahrung nach, nie den Grad von Intuition besitzen, der erforderlich ist, um ein Theaterstück als Ganzes vor sich auf der Bühne zu sehen. Dazu gehört die Fähigkeit zur Synthese. Der eigentliche Kritiker wird die Fehler, die Schwächen eines aufzuführenden Stückes aus der Lecture wohl erkennen, aber fast immer so vergrößern, daß er für die Vorzüge des Werkes kein Auge mehr hat und nicht erkennt, daß bei guter Darstellung die Vorzüge die Fehler überwiegen müssen. Da es aber fehlerlose Werke nicht giebt, bleibt die Arbeit solcher Dramaturgen fast immer negativ. Ich halte deshalb die Berufung eines Theaterkritikers ins Dramaturgenamt im Allgemeinen für falsch.

Wem soll nun aber der mit Arbeit überhäufte Chef die Beurtheilung und die Auswahl der Stücke übertragen? Denn ganz ohne Novitäten kann auch ein Hoftheater kaum bestehen. Es giebt viele Chefs, die sich auch hierin ganz auf ihre Regisseure verlassen. Sie haben wenigstens eine längere Theaterpraxis hinter sich und damit den Blick für Aufführbarkeit und Bühnenwirkungen. Aber der Regisseur ist fast immer auch Schauspieler; und da kommt dann das Allzumenschliche an den Tag. Der Blick des Regisseurs, der Schauspieler ist, sucht fast ausnahmslos die Speckseite: die „gute Rolle“. Ein Stück erscheint ihm ausführbar, wenn es ihm eine gute Rolle bietet, unausführbar, wenn es eine gute Rolle für einen Konkurrenten hat. Eine Ausnahme pflegt er nur dann zu machen, wenn etwa eine Rolle für eine der Protektion bedürftige, wenn auch nicht immer würdige jüngere Kollegin herauszusehen sollte. Der schlimmste Fall freilich tritt, wie neueste Erfahrung lehrt, erst ein, wenn ein aktiver Schauspieler selbst Leiter und Dramaturg in einer Person ist. Damit wird Reineke zum Vorstand eines Hühnerhofes gemacht.

Wesentlich schwerer wiegt das Urtheil eines erfahrenen Regisseurs, der nicht mehr selbst Schauspieler ist, der aber entweder mit einer guten Vorbildung zur Bühne kam oder als Autodidakt sich solche angeeignet hat; ein solcher Mann kann seinem Chef wohl nützliche Rathschläge geben. Er wird sie ästhetisch vielleicht nicht genügend motiviren, aber instinktiv, aus seinem Theaterblut, seinem Theatergefühl, seiner Theaterkenntniß heraus, meist das Richtige treffen.

Die besten Dramaturgen, die ich persönlich kennen gelernt habe, waren Laube und Dingelstedt, also Schriftsteller von Bedeutung und zugleich Theaterleiter ersten Ranges. Insbesondere besaß Laube eine so außerordentliche Arbeitskraft, daß er nach ermüdenden Proben persönlich alle eingesandten Novitäten wirklich las und, wenn sie ihm nur einigermaßen werthvoll erschienen, auch mit motivirtem Urtheil zurücksandte, wobei er eine an Grobheit grenzende Aufrichtigkeit offenbarte: er hat vielen Schriftstellern von Talent damit weitergeholfen. Freilich hatte er auch keine administrativen Geschäfte neben seinen

artistischen auf dem Hals. Dingelstedt und Laube preisen, heißt eigentlich, Eulen nach Athen tragen. Da ich aber selbst unter Dingelstedt (von Laube empfohlen) in Weimar drei Jahre lang als Intendanten-Lehrling mir die Sporen verdient habe und die erste Einführung der Shakespearischen Königsdramen mitmachte, darf ich wohl aus Erfahrung sagen, daß er nicht nur ein außerordentlich tüchtiger Theaterchef war, sondern auch ein Dramaturg, wie er sein soll. Ich erinnere nur an die Uraufführung von Hebbels Nibelungen in Weimar. Er gönnte stets in erster Linie dem Autor sein Recht, hatte volles Verständniß für die innerste Komposition eines Werkes und trieb die Hauptwirkungen auf der Bühne meisterhaft heraus. Den Schauspielern gestattete er nie, die Dekonomie eines Stückes zu übertreten, wies ihnen ihre Aufgaben im Rahmen des Ganzen präzise an und konnte ihnen die Hauptzüge eines Charakters klar vor Augen stellen, wenn auch nicht, wie Laube, die Rolle vorsehen. Nie fiel ihm ein, das Ausstattungswesen, das er mit feinstem Geschmack und Takt, mit gründlichsten bildnerischen Kenntnissen ordnete, zur Hauptsache zu machen und den Dichter hinter den Dekorateur und Maschinenmeister zu stellen. Dagegen besah er nicht, wie Laube, die Unermüdblichkeit des einpaukenden Schulmeisters, nicht die pedantische Gründlichkeit eines Regie-Bureaukraten. Dazu war er zu sehr Stimmungsmensch. Wenn man ihm von oben zu viele Schwierigkeiten aufhäufte oder ihn persönlich verletzte, konnte er die Zügel eine Weile mit größter Gemüthsruhe hinwerfen, sicher freilich, sie stets wieder aufnehmen zu können. In seiner letzten weimarer Zeit, da er schon mit Wien verhandelte und Alm-Athen herzlich satt hatte, fragte ich ihn eines Tages, warum er so selten im Theater zu sehen sei. Er antwortete, indem er seine langen Bartkoteletten strich: „Das Repertoire ist mir zu schlecht!“ Notabene: das Repertoire, das er selbst gemacht hatte.

Auch Wilbrandt hat als Dramaturg des Hofburgtheaters manchen guten Griff gethan (Einführung des Richters von Zalamea). Dr. August Förster hatte in langjähriger Regieethätigkeit die Postulate des Theaters genau kennen gelernt; er starb leider zu früh. Dr. Max Burckhard hatte sich eben gut eingearbeitet, als die oberste Hofstelle den Zeitpunkt für gekommen erachtete, ihn hinauszumandoriren. Die Leistungen der neusten berliner Dramaturgen habe ich nicht genügend studirt, um über sie zu urtheilen; jedenfalls aber werden dort Bühnenwerthe geschaffen, was um so verdienstvoller ist, als es sich um Privatunternehmen handelt. Ob der jegige Leiter des Hofburgtheaters sich nach sechs Jahren noch hineinfinden wird, erscheint mir fraglich; er kam aus der vorthin geschilderten Klasse der lediglich analysirenden Kritiker und ist wohl zu wenig produzierender Schriftsteller, um die nothwendigste Eigenschaft zu besitzen: die klare Vorstellung, wie ein noch nicht aufgeführtes Theaterstück auf der Bühne aussehen wird.

München.

Generalintendant a. D. Dr. Julius von Werther.



1806.

## II.\*) Was das Schwert verlor.

**S**ire, Votre Majesté sera vaincue. Elle traitera avant un mois dans une situation différente; et d'ailleurs, que V. M. me permette de le Lui dire, ce n'est pas pour l'Europe une grande découverte que d'apprendre que la France est du triple plus populeuse et aussi brave et aguerrie que les Etats de V. M.\* Napoleons Antwort auf des Königs Brief; sie ist vom zwölften Oktober datirt, von dem Tage, da der Kaiser an Talleyrand schrieb: „Fast nichts spricht für Preußens Erfolg; seine Generale sind große Dummköpfe; man begreift nicht, wie der Herzog von Braunschweig, dem man doch Talent zuschreibt, die Operationen dieser Armee auf so lächerliche Weise leiten kann.“ Das Urtheil ist ungemein hart, aber leider wahr. „Alle aufgefangenen Briefe, meldet er Lannes, zeigen, daß der Feind den Kopf verloren hat. Sie berathen Tag und Nacht und wissen nicht, was sie thun sollen.“ Auch Dies war wieder durchaus wahr und selbst Goly, der in seinem (soeben in neuer Auflage erschienenen) Buch über die Katastrophe mehr bemäntelt, als man billigen kann, spricht von den „endlosen Diskussionen, den Irrgängen dieses verhängnißvollen Kriegsrathes.“ Es ist schwer, sich ein Bild von der Rathlosigkeit und Konfusion zu machen, die im Hauptquartier herrschte.

Von Vertrauen war nirgends die Rede; nicht in den oberen, nicht in den unteren Graden. „Was man thun mußte“, seufzte Scharnhorst, „Das weiß ich; was man thun wird, wissen die Götter.“ Und mit den selben Worten fast frühnte Gneisenau: „Was die Franzosen thun werden, weiß ich; was wir, weiß ich nicht. Ich habe den Angriff längs der Saale längst vorhergesagt. Allein ich seufze in den niederen Graden und mein Wort gilt nicht. Das Herz ist mir beklemmt, wenn ich die Folgen bedenke. O Vaterland, selbstgewähltes Vaterland!“ Von Rüchel, den Clausewitz, wie man weiß, „eine aus lauter Preußenthum gezogene Säure“ nennt, liest man die Sätze: „Ich wünsche, ich könnte die Augen schließen, das Nachdenken verlernen. Ein Feldherr, der nicht des Sieges gewiß ist, ist schon halb geschlagen. Wenn Das noch lange dauert, dann werde ich melancholisch oder furieuz. Ich exercire, mandovrice, um bei mir und meinen Truppen kein ennui aufkommen zu lassen. Man denke sich einen mächtigen Willen, den wir zu bekämpfen haben, die Bälle alle in einer festen Hand; man denke sich auf der andern Seite so viele Sinne, so viele Köpfe; und Keiner, der den Muth hat, die Verantwortung eines Entschlusses auf sich zu nehmen. Was wird das Ende sein? Der, mit dem Gott es gut meint, wird den Fall des Vaterlandes nicht überleben!“ Und im Angesicht des Feindes, am ersten Oktober, kam, wie Genty erzählt, eine Abordnung von Offizieren zum General Kalckreuth und bat ihn, das Oberkommando der Armee zu übernehmen. Selbst bei den Truppen war das Vertrauen geschwunden. „Der Zustand der Armee am Abend des Fehnten war schon ein trauriger. Bei den hohenloßischen Truppen hatte die Verwirrung einen Grad erreicht, daß man sagen kann, die Leitung sei dem Hauptquartier aus den Händen geslitten. Sicherlich mußte dort im Augenblick Niemand genau, wo sich die einzelnen Theile des Heeres befänden.“ So spricht Bon der Goly; und Marwig, auf den er sich hier zweifellos stützt, ergänzt noch: „Sein (Hohenlohes) ganzer

\*) S. „Zukunft“ vom ersten September 1906.

Heertheil war ihm aus der Hand gegliiten und er unermögenb, darüber zu disponiren.“ Trostlofer noch sah es bei Tauenzien und den Sachsen aus. „Als wir abends zehn Uhr unweit Roda eintrafen, war der Weg durch eine Masse von Wera nach Jena ziehender Bagage bergeseit versperrt, daß Alles liegen bleiben mußte. Eine militärische Aufstellung war schon der Natur des Terrains wegen unmöglich, überdies hatten die Sachsen seit sechsundzwanzig, Tauenziens Truppen seit sechzig Stunden gefastet, wonach man ihren Zustand ermessen möge. Ohne Zweifel wäre ein einziges französisches Kavallerieregiment hinreichend gewesen, das Ganze auseinanderzusprennen. General Beschwitz, der Führer der Sachsen, befand sich körperlich und geistig in einer Verfassung, die ihn für den Augenblick unzurechnungsfähig machte. Als ich (Marwitz) nach Mitternacht aufbrach, um nach Jena zurückzulehren und seine etwaigen Befehle erbat, kannte er mich (der seit zwölf Stunden kaum von seiner Seite gekommen) nicht mehr und äußerte zuletzt: Sagen Sie dem Fürsten, daß ich in solcher schrecklichen Verlegenheit bin, daß ich weder aus noch ein weiß.“ Das war am Behnten. Und während am Elsten in Weimar (Louis Ferdinands Tod war eben bekannt geworden und hatte aufs Tiefste gewirkt) die Offiziere der Hauptarmee zu Kaldkrenth liefen, ging in Jena, unter Hohenlohes Augen, Schmählisches vor. „Als wir uns eben zu Tisch gesetzt“, erzählt sein Adjutant, „stürzte ein Diener mit der Nachricht herein, die Franzosen seien in der Stadt. Der Fürst blieb ruhig, seine Umgebungen aber eilten auf die Straße, wo bereits grenzenlose Verwirrung herrschte. Einige Regimenter der von Roda kommenden Sachsen waren durch die Stadt gezogen und eben befand sich ihre Artillerie auf der Saalbrücke, als der blinde Lärm vom Andrängen des Feindes entstand. Alles begann, zu jagen, und fuhr dadurch so in einander, daß die ganze Masse unbeweglich stand. Sofort schnitten die Stäcknechte die Stränge ab und eilten, Geschütz und Munitionswagen zurücklassend, mit den Pferden davon; eine große Zahl Infanteristen der durchmarschirten Regimenter, die sich in der Stadt nach Lebensmitteln zerstreut hatte, warf Gewehr und Patronentasche weg.“ Grund: „Einige von Saalfeld gekommene Verwundete, die vermöge unserer elenden Einrichtungen keine Lazarethpflege fanden, waren bei dem schönen Wetter auf die nahen Berge gegangen, wie man glaubt, um Kartoffeln zu suchen. Diese hatten den blinden Lärm verursacht, dessen üble Folgen nur mit großer Mühe zu beseitigen waren.“ „Außerhalb der Stadt“, erzählt Höpfner, „waren alle Wege und Felder mit weggeworfenen Gewehren, Bayonnetten, Taschen besät; in den Gräben steckten umgeworfene, von der Mannschafft verlassene Geschütze; in Lobeda fand man zwei vernagelte sächsische Kanonen. Preußen hatten sächsische und Sachsen preussische Bagage geplündert.“ „Wie außerordentlich“, bemerkte Lettow-Vorbeck dazu, „hatten die vorangegangenen Ereignisse auf die Gemüther der erschöpften und ausgehungerten Soldaten gewirkt! Ein ähnlicher Fall dürfte sich kaum in der ganzen Kriegsgeschichte finden.“ Die Sache war noch nicht vergessen: da gab's einen neuen Zwischenfall. Die Sachsen, die ohnehin nur ungern mitthaten, ließen Hohenlohe erklären, „daß sie, wenn sie bis Mittag nicht mit Brot und Fourage versorgt seien, am nächsten Morgen abmarschiren würden.“ Beschwitz verlangte außerdem noch die Gewißheit, „daß er mit seinem Corps nicht für fremdes Interesse kämpfen müsse, während man die Staaten seines Dienstherrn auf eine unverantwortliche Weise dem Feinde preisgegeben habe.“ Das geschah, während Lannes den Land-

graßenberg besetzte; Jena war damit in Napoleons Hand, der Uebergang über die Saale gesichert. Clausewitz, „der größte aller militärischen Schriftsteller, Scharnhorsts genialster Schüler“ (Golz), hat darüber sehr hart geurtheilt. „General Tauenzien (der seit Louis Ferdinands Tode die Avantgarde führte) räumte Jena zu früh und zog sich auf dem Dornberg zu weit zurück. Er suchte mit seinem preussischen Instinkt die Ebene und glaubte, nichts Besseres thun zu können, als die garstigen unbequemen Abhänge des Saalethales den Franzosen zu überlassen und in die Ebene des Plateaus zurückzugehen, daß er mit Echelons, wie sich gebührt, den Feind wieder angreifen könne. Denn Das hatte man ja hunderttausendmal gelehrt, empfohlen und gepredigt, daß der Angriff im Krieg immer das Beste sei und großen Vortheil gebe, daß den preussischen Truppen diese Gefechtsform ganz besonders zusage; ein Angriff mit Echelons war aber gewissermaßen die sublimirte preussische Taktik, womit Friedrich der Zweite die Oesterreicher bei Leuthen geschlagen hatte; ein solches Manöver mußte in den gefährlichsten Momenten gebraucht werden. Ein solcher Moment war aber hier, also ließ der General Tauenzien die Saale Saale sein und zog sich am Dreizehnten zurück, um am Vierzehnten im dicken Nebel mit Echelons wieder vorzugehen, nachdem man dem Feind, wie vor alter Zeit wohl zu geschehen pflegte, Zeit und Raum gegönnt hatte, sich in Schlachordnung zu stellen.“ Hohenlöhe, der die Bedeutung der Position erkannte, sammelte Truppen und rückte wieder vor. „Ein leichter und glänzender Sieg“, erzählt sein Adjutant, „lag vor uns, der Angriff sollte eben beginnen. Da kehrt der unselige Massenbach, welchen der Herzog von Braunschweig höchst unsanft angelassen und wegen seiner Umtriebe scharf bedroht hatte, mit dem Befehl zurück: der Fürst solle keinesfalls angreifen, sondern zur Sicherung der Hauptarmee den Lauf der Saale bis Hamburg besetzen und hier drei Tage stehen bleiben.“ Hohenlöhe that, wie Culsenspiegel gethan hätte: auch er ließ die Saale Saale sein, griff nicht an (obwohl, wie Marwitz mit Recht bemerkt, „dies Verbot auf den gegenwärtigen Fall gar keine Anwendung finden konnte“) und ging nach Dornburg, um zum Schutz der Saale dort das Nöthige anzuordnen. Dabei wurde ein französischer Ordonnanzoffizier, Herr von Montesquieu, aufgegriffen und mit nach Kapellendorf genommen. Er hatte den citirten Brief Napoleons an den König und hat, unerbüßlich ins Hauptquartier zu dürfen. Natürlich ohne Erfolg. Er mußte mit Marwitz, der ihn zu beaufsichtigen hatte, die Schlaftube theilen. „Als auf meine Veranlassung zwei Betten gebracht wurden, fragte er verwundert: Comment? Vous voulez vous coucher? Pourquoi pas ici au quartier général? Ah, ne le faites pas! Eh pourquoi non? Vous ne connaissez pas l'Empereur. Il n'est pas loin d'ici, il sera sur vous, avant que vous y pensez. Eh bien, il y en a assez devant nous qui veillent.“ Heute noch pocht der Borm in den Schläfen, wenn mans lieft. Und während Napoleon die ganze Nacht auf dem Landgraßenberg bei der Vorhut ist und Alles überwacht, Alles ordnet, schläft, zwei Stunden davon, das preussische Hauptquartier den sorgenlosen Schlaf der Gerechten!

Lange freilich hat das Glück nicht vorgehalten. In der Frühe des Vierzehnten, ehe der Hahn noch zum dritten Mal krächzte, dröhnten die Kanonen durch den Nebel. Marwitz treibt die Adjutantenspflicht zum Äußersten. „Nach einigem Aushalten“, hat er später erzählt, „während dessen die Kanonade immer stärker ward, fand ich meinen Franzosen am offenen Fenster. Vous avez été chez le Prince?

Que dit-il? Il n'est pas encore à cheval? Tous les arrangements sont pris, il partira tantôt.' Nach einigem Hin- und Herreden fuhr er heraus: No vous y fiez pas! C'est l'Empereur! Toute hésitation doit finir: il a couché à Jéna. Ich antwortete zwar ruhig lügend: 'Nous le savons', ging aber doch gleich zum Fürsten und bat um die Erlaubniß, nach dem Lager zu reiten und zu erforschen, was man dort vom Gang des Gefechts wisse.' Tröstliches war nicht zu melden; das Gefecht, das gestern durch den verrückten Massenbach verhindert wurde, war in vollem Gang und Höhenlohe hatte, um acht Uhr früh, schon den Kopf verloren. „Um diese Zeit“, sagt Hüpfner, „war denn auch endlich der Fürst nach dem Infanterielager gekommen.“ Aber nicht als Feldherr. „Er machte sich“, bemerkt Von der Goltz, „wie um seine innere Unruhe zu beschwichtigen, dauernd bei der Division Grawert zu schaffen.“\*) Und, ergänzt der Adjutant, „that Wunder persönlicher Tapferkeit; die Anstrengungen während der Schlacht herabtauten ihn der Stimme.“ Statt endlich für ein vernünftiges Zusammenwirken seiner Truppen zu sorgen, läßt er, wie Veltow bemerkt, „sich durch die Einzelheiten des Kampfes so in Anspruch nehmen, daß er gedankenlos einer Entscheidungsschlacht zutreibt, in der ihm die schlaffen Zügel der Führung mehr und mehr aus der Hand gleiten.“ Selbst Wernsdorfer, der auch fürs Ungünstigste sonst immer noch ein Wort der

„Verleumdung“ gegen die Feldherren sorglos, unvorbereitet, ohne Plan und Ueberblick in den Kampf gerietßen und sich bis zuletzt der verderblichsten Täuschung überließen.“

Den Gang der Schlacht zu beurtheilen, ist nicht Laiensache. Außerdem: ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen. „Erst 8000, dann 5000, dann 25 000, dann 12 bis 15 000 Mann hatten je eine kleine, abgeschlossene Schlacht für sich geschlagen, ohne Zusammenhang, unter Ausföhrung einzelner ruhmvoller, aber nutzloser Bravourstückchen. Sie waren, eine Gruppe nach der anderen, einem stärkeren Feinde erlegen.“ So urtheilt Goltz, im engen Anschluß an Clausewitz und Hüpfner.

\*) Da alle Werke bei der Schilderung dieser Vorgänge auf die zuverlässigen Schilderungen von Höhenlohes Adjutanten Marwitz zurückgehen, sei die Quelle gezeigt: „Unsere Division Grawert stand mit dem rechten Flügel (Grenadier-Bataillon Hahn, Regiment Höhenlohe) dicht an Kapellendorf; sie brachen die Zelte ab und erklärten, auf Befehl des Generals Grawert abzumarschiren. Die übrigen Regimenter waren schon nicht mehr da; ich jage durch den Nebel weiter und finde endlich die ganze Division im Vorgehen, um Lauenzien aufzunehmen. Auf meine desfallsige Meldung bestieg der Fürst im vollen Horn das Pferd. Erst nah am Gefechtsplatz holten wir die schnell marschirende Kolonne ein, die auf persönliches Kommando Höhenlohes Halt machen mußte. Da die Hintersten sogleich, die Vordersten später, die Spitze aber vielleicht gar nicht hielten, riß die ganze Division auseinander und Alles fand in einzelnen Zügen wie im Finstern. Glücklicher Weise kam alsbald General Grawert zurücksprengt, scheltend, daß sie dem Marsch unterbrochen. Es gab eine Explikation mit dem Fürsten, welcher einsah, daß diese Bewegung (Grawert hatte die Läte links schwenken lassen) die einzige sei, wodurch wir dem Feind eine Front entgegensetzen konnten, da er sonst von hinten in unser Lager gedrungen wäre. Sie wurde also fortgesetzt. Höhenlohe selbst kommandirte: Marsch!“ Mit solchen Adjutantenarbeiten brachte er die kostbarste Zeit hin.

Hohenlohe, sagt Scharnhorst's gentiler Freund, „verlor nicht allein die Schlacht, sondern er wurde auch, was fast ein unerhörter Fall ist, auf dem Schlachtfelde selbst völlig aufgerieben. Er hätte vernünftiger Weise seinen Rückzug auf Apolda und von da auf Buttstädt nehmen sollen, um sich mit der Hauptarmee leichter vereinigen zu können. Er nahm ihn aber auf Weimar, von wo ein Theil der geschlagenen Armee nach Erfurt gerieth, der andere die Richtung nach Frankenhäusen, Sondershausen und Nordhausen nahm. Hätte der Fürst jene Rückzugslinie gehalten, so würden sich seine Trümmer an die geschlagene Armee des Herzogs bei Buttstädt angeschlossen haben und die Auflösung wäre weniger groß geworden. In dem ganzen Vorgang dieses Kriegszwischenactes ist an dem Fürsten nichts zu loben als sein Muth und guter Wille.“

Hohenlohe hatte sich selbst und sein braves Heer zu Grunde gerichtet. „Er war während des ganzen folgenden Tages in Stumpfsinn versunken; er sah sich selber nicht mehr ähnlich, vermochte nicht die mindeste Anordnung zu treffen und verfiel bei Tennstädt in einen todähnlichen Schlaf.“ So hat ihn sein Adjutant gesehen. Preußens Unglück aber wollte, daß seine Rolle noch nicht zu Ende war; der Schande von Jena mußte die Schmach von Prenzlau noch folgen.

Ruhmloser noch als für Hohenlohe war der vierzehnte October für die Hauptarmee unter des Herzogs von Braunschweig Befehl. Hohenlohe war wenigstens von einer Uebermacht und von Napoleon selbst erdrückt; die Hauptarmee erlag Davout mit seinem viel schwächeren Corps. „Demüthigend ist es“, schrieb nachher Scharnhorst, „zu bekennen, daß wir dem Feind an Zahl überlegen waren, allein darum nicht weniger wahr. Die Schuld hieran trägt der Herzog von Braunschweig und der Feldherrn-Kimbus ist von seinem sowie mehreren anderen Häuptern verschwunden.“ „Die Hauptschuld“, sagt noch, hundert Jahre danach, von der Goltz, „trifft auch hier die Führung. Sie hatte es zu Wege gebracht, daß, trotz der bedeutenden Ueberlegenheit im Ganzen, die preussischen Truppen in den entscheidendsten Augenblicken der Schlacht mit der Infanterie in der Minorität kämpften. Die Krone aber wurde diesem Verfahren durch den Nichtgebrauch der Reserven, durch den frühen Verzicht auf den Sieg aufgesetzt. Wäre die Heeresreserve, wie die ursprüngliche Absicht war, über Eckartsberga vorgegangen und dann, als der Kampf begann, über Aidorf im Narisch geblieben, so hätte die Schlacht nicht verloren gehen können.“ Und eben so hat Clausewitz geurtheilt: „Man veräumte, die achtzehntausend Mann Reserve des Generals Nalckreuth zu gebrauchen, um die Schlacht zu wenden, die unter diesen Umständen unmöglich zu verlieren war.“ Leider that auch der König nicht, was die Pflicht heischte. Bald nach Beginn der Schlacht wurde der Herzog von Braunschweig tödtlich verwundet. „Als Chef des Generalstabes“, meint Höpfner, „wäre es Sache des Obersten Scharnhorst gewesen, dem König zur Seite zu stehen.“ Das ist nicht richtig; und Lehmann bemerkt ganz mit Recht: „Sache des Königs wäre es gewesen, den Oberbefehl entweder selbst in einer jeden Zweifel ausschließenden Form zu übernehmen oder einem Andern anzuvertrauen. Er that weder das Eine noch das Andere. So hörte denn alle Einheit des Kommandos auf; im Grunde that jeder General, was er wollte.“ Scharnhorst, der sich schon seit einigen Tagen mit dem Herzog förmlich erzürnt hatte,\*)

\*) Rüchel sah's voraus. Am vierten September schrieb er: „Run verliere ich auch Scharnhorst. Für mich ist es ein großer, unerzähllicher Verlust. Sein Blick

wurde vom Herzog nach dem linken Flügel geschickt. „Reiten Sie doch geschwind hin und sehen Sie zu, was es dort giebt; ich mache Sie für Alles, was dort geschieht, verantwortlich.“ Ähnlich scharf hat der Herzog nur noch zu seinen Opponenten Massenbach und Hohenlohe gesprochen; und der Befehl „mußte nach den Mißthätigkeiten der letzten Tage von jedem Feinsüßlichen als Verbannung ausgelegt werden.“ (Vehmann). Scharnhorst hat sich dort ungemein tapfer geschlagen und es ist keine Frage, daß nur durch sein zähes Festhalten die Niederlage nicht, wie bei Jena, zur Vernichtung wurde. „Ich habe“, schrieb er am zwanzigsten Oktober an den Obersten von Kleist, „die Infanterie viermal vorgeführt, den Feind zweimal übers Schlachtfeld hinausgetrieben, den in Rücken gedruckenen Feind zurückgetrieben und so das Schlachtfeld behauptet, bis der rechte Flügel völlig geschlagen war. Ich darf wiederholen, daß nur ich allein einen umständlichen Bericht über Das, was auf dem linken Flügel geschehen ist, geben kann, indem ich nur allein während des ganzen Gefechts nicht von dem ersten Treffen gewichen bin.“ Dort wurde er auch verwundet. Hätte Jeder, wie er, seine Pflicht gethan, so hätten wir in unserer Geschichte einen häßlichen Flecken weniger. Nicht ohne Rührung läßt sich lesen: „Als gemeiner Musketier passirte der Generalquartiermeister des preussischen Heeres das Dorf Poppel, einer der Letzten, die das Schlachtfeld verließen.“ Napoleon aber, der im Lob Karge, schrieb an seinen Marfchall: „Mon cousin, je vous fais mon compliment de tout mon cœur sur votre belle conduite. Je regrette les braves que vous avez perdu; mais ils sont morts au champ d'honneur.“

„Zwei verlorene Schlachten an einem Tag“, schrieb Gneisenau, „unter so nachtheiligen Umständen, waren auch für Preußen eine zu harte Prüfung. Was Europa auch davon glauben mochte, so war diese Monarchie dennoch kein militärischer Staat.“\*) Und noch sechs Monate danach dachte er mit Grauen und und seine Gaben wiegen eine halbe Armee auf und wir kennen und verstehen uns so gut. Dabei wird er im großen Hauptquartier durchaus wenig nützen. Es ist keine passende Position für einen Mann wie er. Er ist viel zu modest und kommt gegen die Schreier nicht auf und auf der anderen Seite auch wieder zu bestimmt, als daß sich der Herzog mit ihm vertragen wird.“ So, genau so ist's gekommen. Er hat keinen Einfluß gehabt, sich bald mit dem Herzog entzweit und wurde vom Chef nicht einmal über Alles auf dem Laufenden gehalten. Scharnhorst hat Daß schwer verwundet und kam noch nach Jahren darauf zurück. Hatte übrigens auch, wie er seiner Tochter schrieb, Müchel sehr ungern verlassen.

\*) Zwölf Jahre vorher schon hat Katharina II an Grimm geschrieben: „Mais qu'est-ce donc que ces Don-Quichottes de Germanio? Cela se ruine à tenir des troupes, cela s'égoille à les exercer, et quand il s'agit d'en faire usage, leurs Altesses Sérénissimes prennent le large avec ou sans leurs troupes.“ Und den Sieg der Schablone nahm Rancker schon wahr. Im November 1805 schrieb Hauverbe an Talleyrand: „Sous le Grand Frédéric, la Prusse était la première puissance militaire de l'Europe; aujourd'hui, elle est la dernière. Or, quelle histoire parle honorablement des armées prussiennes depuis la guerre de sept ans? Les gazettes entretiennent régulièrement les oisifs d'Europe des revues de l'armée prussienne. Vaines apparences! . . . De toutes les puissances qui existent aujourd'hui, elle est

Wuth der erlebten Fluchtnacht. „Wir haben viel Sonderbares erlebt. Die Franzosen sind tüchtig geläusen, hinter uns her. Bei Saalfeld bekam ich einen Schuß an das Bein und machte meinen Rückzug hinfend. Bei Jena socht ich zu Pferde und stellte noch die letzten Truppen aus, aber zuletzt lief ich mit den Anderen davon; in guter Gesellschaft mit Fürsten und Prinzen. Das waren Gräu! Tausendmal lieber sterben, als Dies wieder erleben. Aber, aber: unsere Generale und Gouverneure! Das wird wunderliche Zeiten geben in der Geschichte!“

Die wunderlichen Zeiten sind gekommen und kein Ministerwort wird sie aus der Geschichte tilgen. Denn sie sind berechtigt.

Den Oberbefehl sollte der Herzog von Braunschweig führen. Eine unglücklichere Wahl war nicht zu treffen. Alle Eigenschaften für das Amt fehlten ihm und an seine Fähigkeiten hat kein Mensch von Urtheil geglaubt. Schon 1783 sprach Katharina de „cet abominable Duc de Brunswick.“ „Vous ai-je jamais dit (fragt sie Grimm), que feu Bauer disoit ici à qui vouloit l'entendre que cet homme-là n'étoit rien moins que ce qu'on croyoit qu'il étoit, et qu'à la première occasion qui se présenteroit il perdrait la réputation qu'il avoit?“ Drei Monate später: Le général Bauer m'a dit plus d'une fois que quand cet héros du siècle se retrouveroit à la tête d'une armée, on verrait qu'il s'en faudroit de beaucoup, qu'il n'est pas l'homme qu'on l'avoit cru.“ Und über den Feldzug in der Champagne, dessen möglicher Verlauf, nach Goltz und Seydel, seiner „komplizirten Natur“ zuzuschreiben ist, konnte sie den Wig machen: „Mais quelle horreur et quelle cacado que ce duc de Brunswick est allé faire! Cette Champagne pouilleuse va devenir fertile par le fumier qu'ils y ont laissé.“ Nach Reichs galt er als tapferer Mann, der sich „als Feldherr aber überlebt“ habe, „matt und ohne Kraft“ sei. Hardenberg fand ihn „für kleinliche Rücksichten des Hofmannes empfänglicher als für das Große, Kräftige“ und erzählt, daß er „ohneachtet seines mehr als siebenzigjährigen Alters die Weiber nicht entbehren konnte und eine französische Schauspielerin, Mademoiselle Duquesnoi, mit sich führte.“ „Ah, Madame“, schrieb er aus Marienwerder an die Königin, „Votre Majesté s'est rappelé ce que je lui ai dit un jour sur le duc de Brunswick. Si le Roi m'avoit consulté, je l'aurais conjuré à genoux de ne plus confier son salut à ce prince, que je crois connaître mieux que personne.“ Genß, der den Herzog in Erfurt besuchte, fand „in seiner Haltung, seinen Blicken, Bewegungen und Sprache etwas durchaus Unbefriedigendes, Nachsloses,

celle qui, avec les plus beaux dehors et les plus belles apparences de consistance et de vigueur, est la plus avancée dans la carrière de la décadence. Elle est hors du principe qui l'a fondée et qui la fait exister . . . Le prestige de son existence, maintenu quelque temps encore par des souvenirs récents et par des exercices d'ostentation, ne résistera pas à la dangereuse et funeste épreuve d'une guerre forcée. Le jour où la Prusse aura en vain essayé tous les honteux subterfuges de la politique timide pour éviter la guerre, elle combattra à la fois pour l'honneur et pour l'existence . . . O grand Frédéric! À dix-huit ans de toi, voilà ce qu'on fait de cette armée que tu avais prise tant de peine à former, que tu avais animée de ton génie et couverte de ta gloire!“

Unheil Verkündendes. Eine übertriebene Bescheidenheit, die man kaum anders denn als reine Affektation deuten konnte, und übertriebene Furcht vor jeder öffentlichen Beurtheilung waren vorherrschend. Endlich ging er auf den Gesprächsstoff ein, aber nur, um alle Maßregeln zu beklagen, die man ergriffen habe, mit Bonaparte den Weg der Unterhandlung zu versuchen; höchst alltägliche, ja, sogar lächerliche Redensarten aus dem Munde eines Mannes, der mehr als jeder andere diese trügerischen Ideen gepflegt und unterstützt hatte. Ich versuchte, der Unterhaltung einen entschiedeneren Charakter zu geben, allein ohne Erfolg. Er wiederholte immer nur, und zwar in einer Weise, die mich ganz aus der Fassung brachte: ‚Vorausgesetzt, daß kein großer Fehler gemacht wird.‘ Als ich mir nun die Freiheit nahm, ihm zu sagen: Euer Durchsicht, Jedermann muß in der That hoffen, daß unter einer Leitung wie der Ihrigen kein Fehler begangen wird, antwortete er: ‚Ach! ich kann kaum für mich stehen! Wie können Sie verlangen, daß ich für Andere bürgen soll?‘ Ich überließ mich den düstersten Betrachtungen über alles Das, was ich während dieser Zusammenkunft erfahren und in der nächsten Zukunft vor mir zu sehen glaubte.“ Ungünstiger noch hat Clausewitz geurtheilt: „Er war geistreich, voll Kenntnisse und Kriegserfahrung, aber von frischem Muth und stolzer Gleichgiltigkeit gegen das Unglück war keine Spur in ihm. Er wäre geeignet gewesen, schwierige Verhältnisse glücklich zu umsteuern, wenn es ihm nicht auch an dem Muth gefehlt hätte, das Steuerruder zu ergreifen. So aber fiel seine Reputation in Trümmer und er ging, wie die Anderen, in kleinlichem Interessepiel auf. Er überstieg sich in Vorsicht, an Muth fehlte es ihm durchaus und sein Charakter hatte sich in der ihm von Natur gewordenen Richtung zu Lager Gewandtheit fort ins Kleinliche ausgebildet. Er hatte das Wesen und Betragen eines verbindlichen Hofmannes bis zur Karikatur angenommen. Diese kleinliche Gewandtheit, diese übertriebene Biagsamkeit verhinderte ihn, über Menschen und Umstände herrisch zu gebieten und da er Dies nicht konnte, so konnte er auch in den vorhandenen Umständen das Heer nicht mehr mit Glück anführen. Zum Befehlshaber eines ganzen Heeres gehört Selbstvertrauen und Nachvollkommenheit; jenes versagte er sich selbst, diese wußt er Anderen nicht zu entreißen. Niemals hat er im Lauf des Feldzuges den Muth gehabt, zu dem Fürsten Hohenlohe in dem bestimmten und klaren Ton eines Befehles zu reden, sondern ihm stets einen viel größeren Spielraum gelassen, als sich mit einer ordentlichen Kriegsführung vertrug.“ Er sollte die Führung des Ganzen haben; der König wollte mitgehen und nahm den Feldmarschall Nollendorff, die Generale Pluß, Jastrow und Köferig, den Obersten Kleist und die Herren Beyme und Haugwitz, Lombard und Luchefini mit. „Der Herzog von Braunschweig, statt sich über dieses Gefolge zu entsetzen, war vermuthlich heimlich sehr froh darüber. Er war sehr alt geworden und so verzagt, daß er nicht den Muth hatte, nach Berlin zu gehen, sondern bloß nach Halle kam, weil er durch diese Diskonktion noch deutlicher machen wollte, daß er das Heer bloß als Feldmarschall befehligen, nicht als Fürst am Krieg Theil haben wollte. So hält sich der Furchtsame an einem Strohhalme; und der Strohhalme ist das beste Maß der inneren Angst.“ Gneisenau spricht in seiner Denkschrift von der „Unfähigkeit des Herzogs, einen soliden Feldzugsplan zu entwerfen, der seinem Alter so gewöhnlichen Unentschlossenheit, seinem Feldherrnungleck und dem Mißtrauen der Armee in ihn“; und Scharnhorst bezeugt, daß vor Allem „die Art,

wie er das Kommando betrieb, keine schnelle und keine schnelle Ausführung der Entschlüsse zuließ.“ Dazu kam, daß seine körperliche Hinfälligkeit eine kräftige Kriegsführung ausschloß\*); kam zweitens noch die Anwesenheit des Königs. „Wenn ein Monarch“, sagt Hardenberg, „nicht selbst ein großer General und fähig ist, den Befehl seines Heeres in der That selbst zu führen, so ist seine Gegenwart bei demselben allemal schädlich; sie öffnet der Kabale das Thor und lähmt mehr oder weniger den eigentlichen Feldherrn.“

Kabale hats denn auch reichlich gegeben. Von einer einheitlichen Leitung war nie die Rede und Hoßenlohe und Massenbach haben im Widerspruch das Menschenmögliche geleistet. Sie hatten, nach Clausewitz, „eingeständenermaßen die Absicht, sich bis auf einen gewissen Grad unabhängig vom Herzog zu machen und Grundsätze aufzustellen, die man nicht einmal für einen General gelten lassen könnte, der, zehn oder zwanzig Meilen entfernt, auf einem ganz anderen Kriegstheater kommandirte. Niemals sind sie ordentlich in die Idee des Herzogs eingegangen, haben innerlich stets eine andere Richtung gehabt und sind, wie ein falsch gestelltes Schiff, nur mit großer Noth und Mühe fortgezogen worden. Bis zu einem offensibaren Ungehorsam haben sie es zwar niemals kommen lassen; aber ihr ewiger Widerspruch, ihr beständiges Lamentiren über Verblenbung und Unwissenheit mußte natürlich ein an sich so schwach bestelltes Kommando noch schwächer machen. Der König wurde am Ende mißtrauisch, der Herzog täglich zaghafter, des Berathens war kein Ende, die Unentschlossenheit wuchs mit Riesenschritten.“ Eindringlich mahnte Scharnhorst, der die Gefahr erkannte: „Es kommt im Krieg weniger darauf an, was man thut, als daß es mit der gehörigen Kraft und Einheit geschieht.“ Doch er wurde nicht, wurde nie gehört. Was in der Brust dieses Stillen beim Erleben dieses Elends vorging, hat die Welt nie von ihm vernommen. Und wir habens doch erfahren. „In den Kriegsgerichten,“ erzählt Treitschke, „war sein Urtheilsspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Jagheit und Untreue.“

„Aus einem Fabius“, hatte Friedrich der Große einst an den Marschall von Sachsen geschrieben, „kann immer ein Hannibal werden; aber ich glaube nicht, daß ein Hannibal im Stande ist, das Verfahren eines Fabius zu befolgen.“ Auch diesmal hat Hannibal nicht wie ein Fabius gehandelt; doch Karl Wilhelm Ferdinand ist als Kunktor gestorben.

\*) Von der Goltz sucht Dies, gestützt auf Mülling und das Tagebuch eines quidam ignotus Bachholz, zu bestreiten und spricht von seiner „außergewöhnlichen Rüstigkeit.“ Er konnte wissen und weiß auch, daß Mülling keinen Glauben verdient und sich hier so gut wie 1815 (man vergleiche Bernhards „Geschichte Rußlands“, I, 533—36; 542—43) Entstellungen der Wahrheit geleistet hat; daß Clausewitz ihn „recht alt geworden“ nennt und Scharnhorst, ders ja wohl wissen muß, ausdrücklich sagt: „Der Herzog war am Dreizehnten abends schon sehr schwach, die Fatiguen der vorhergehenden Tage, die Geistesanstrengungen und die Besorgnisse über die Lage, in der sich die Armee befand (durch seine Schuld, wenn ich nicht irre), haben alle seine Kräfte erschöpft.“ Mademoiselle Duquesnoi aber, die entscheidende Auskunft geben konnte, hat vermutlich keine Memoiren hinterlassen. Muß Einer wie Robert Guiscard aussehen, um keine „außergewöhnliche Rüstigkeit“ mehr zu besitzen?

## Die Wünschelruth.

Ein Kapitel aus der transszendentalen Psychophysik.\*)

**S**chwer glaubliche Erscheinungen so lange zu bezweifeln, bis sie wissenschaftlich, also in einer Weise konstatirt sind, die jeden Einwurf ausschließt: Das ist ein Recht jedes ernsthaften Forschers. Die Zweifelsucht aber, die bei uns groß geworden ist, hat einen ganz anderen Charakter. Sie besteht bei den Ungebildeten darin, daß sie nichts von Dem glauben, was über ihren Verstandeshorizont geht (und ihren subjektiven Horizont verwechseln sie mit der objektiven Grenze der Naturmöglichkeiten); bei den Gebildeten dagegen darin, daß sie Alles verwerfen, was nicht in ihr mit großer Mühe und Arbeit gewonnenes System paßt. Die gebildeten Zweifler sind am Schwersten zu bekehren; sie sind von der Richtigkeit ihres Systems in der Regel so fest überzeugt, daß sie von den Thatsachen, die ihm widersprechen, nicht einmal Kenntniß nehmen. Professoren, die zu spiritistischen Sitzungen eingeladen sind, werden meistens nicht einmal dann hingehen, wenn man ihnen, wie es einst von meiner Seite geschah, im Voraus die Erlaubniß erteilt, alle Anordnungen während der Sitzung selber zu treffen. Der Zweifel, wenn er auf bloßer Unkenntniß der Thatsachen beruht, hat keinen wissenschaftlichen Werth. Mit dem Ignoriren von Thatsachen bringt man es nur zum Ignoranten. In solchen

\*) Auf Wilhelmshöhe hat der Kürassieroberst z. D. Prinz Hans Carolath dem Kaiser die Wirkung der Wünschelruth demonstriert; und den Kaiser, seine Frau und sein Töchterlein soll die Demonstration zu staunender Bewunderung hingerissen haben. Privatangelegenheit. Seitdem aber bekomme ich täglich mindestens einen Brief, in dem ich gefragt werde, ob ich nicht nächstens einen Artikel über die Wünschelruth veröffentlichen werde. Habe ich schon gethan, liebe Damen und Herren; schon vor dreizehn Jahren und etlichen Wochen. Da die Sache Euch aber erst jetzt interessiert, sollt Ihr den Artikel heute noch einmal lesen. Du Prol, der ihn schrieb, war ein Gläubiger; einer der Klügsten und gebildetsten Kirchengötter des Okkultismus. Wüssen wir ihn deshalb belächeln? Fast Jeder hat allerlei Glauben, der den Nachbar lächerlich dünkt. Hast Du bisher das ganze Pfund geglaubt (so ungefähr sagt Angengrubers Landstraßenpatheist), dann kannst Du die paar Loth auch noch hinnehmen. Ueber die Wünschelruth wurde schon in aller Zeit viel geredet. Vom gezielten Ast eines Haselaußstrauches oder Kreuzdornes war sie zu schneiden; wer sie richtig hielt und die vorge schriebenen Formeln hersagte, konnte von der Schlagruth, Feuerruth, Springruth Erfolg hoffen. Quellen aufspüren, Erzadern und andere unterirdische Schatzkammern finden, Bliggefahr abwehren, Verbrecher am Tragen packen. Besonders wirksam sollten die Ruthen sein, die von einem nackten Mann in der zwölften Stunde der Weihnacht geschnitten waren. Jetzt ist die Sache bequemer geworden; man braucht sich weder Schnupfen noch Durchfall zu holen, sondern kann Metallruthen aus der Fabrik beziehen. Ob Prinz Carolath mit Metall oder mit einem Zweig arbeitet, ist noch nicht bekannt geworden. Am rechten Glauben festhält ihm jedenfalls nicht. Er weiß sich nicht nur im Besitz des sichersten Bliggablers, sondern hat auch geschrieben: „Ich habe schon einer Unmenge von Menschen zu gesundem Schlaf verholfen, indem ich ihnen nachwies, daß sich ihr Bett über einer unverschlossenen Wasserquellader befand; es genigte, dem Bett einen anderen Platz zu geben.“ Daß man mit der Ruthen Quellen finden könne, haben selbst so geschickte Männer wie der Wasserbautechniker Geheimrath

Fällen sollte man daher von Zweifel gar nicht reden, sondern das Ding als Das bezeichnen, was es ist: als Unwissenheit. Wie sehr aber in unseren Tagen gerade dieser sogenannte Skeptizismus verbreitet ist, davon habe ich mich vor einigen Jahren in sehr drastischer Weise überzeugt, und zwar mit Bezug auf die Wünschelruthe.

Im Anfang unseres Jahrhunderts nämlich gab es in verschiedenen Gegenden Europas Leute, die mit Hilfe der Wünschelruthe unterirdische Wasseradern zu finden wußten und dafür sehr berühmt waren. Die Sache machte damals so großes Aufsehen, daß Professor J. W. Ritter, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in München, nach dem Gardasee reiste, um dort den berühmten Ruthengänger Campetti aufzusuchen. Er nahm ihn mit nach München zurück und stellte vor einer von der Akademie ernannten Kommission Versuche an. Von seinem Bericht liegt leider nur der erste Theil gedruckt vor.\*) Ich bin nicht näher über die Streitigkeiten orientirt, in die er sich verwickelt fand; aber Entbecker dieser Art haben von je her und überall mit jenem Gelehrtenseptizismus zu kämpfen gehabt, der den brutalen Naturthatfachen nur Theorien und apriorische Negationen entgegensetzt. Das scheint auch Ritters Schicksal gewesen zu sein. Wie er sagt, stellte sich „etwas ganz Eigenes ein, das bei den Pferden allerdings seinen Namen schon hat und auch bei den Gelehrten in nichts besteht, als daß sie absolut nicht weiter wollen.“

Franzius geglaubt. Mit einem Nücheln ist die Sache also wohl nicht abzuthun. Du Prel hat auch in diesem Fall versucht, seinen Glauben durch die Berufung auf naturwissenschaftliche Erfahrungsthatfachen plausibel zu machen. Ein interessantes Buch, das er nicht nennt, trotzdem es sein Thema ziemlich früh behandelt hat, heißt „Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einfluß der menschlichen Hand“ und ist vor etwa vierundvierzig Jahren von Carus Sterne veröffentlicht worden. Mit Bezug, dem berühmtesten Quellenfinder, den Du Prel erwähnt, hat in Baden der Minister des Innern so üble Erfahrungen gemacht, daß er 1888 öffentlich vor ihm warnen zu müssen glaubte. Die stärksten Argumente hat gegen die Wirksamkeit der Wünschelruthe der kaiserliche Professor Leonhard Weber vorgebracht; auf diesem Felde, schrieb er, sei für die Naturwissenschaft sicher nichts Brauchbares zu ernten. Und gegen Franzius haben vier Geologen erklärt: „Was die Ruthengänger vorgeben, sind zum Theil kindliche, unkontrollirbare und unkontrollirte Behauptungen, zum Theil bewußte oder unbewußte Unwahrheiten, mit denen die Wissenschaft bisher nichts anfangen konnte. Die bisherigen Untersuchungen zeigen, daß es sich hier um unbewußte, sogenannte ideomotorische Muskelbewegungen handelt, die durch Einbildung zu Stande kommen. Wir können bezeugen, daß aus vielen Beispielen des vergangenen Jahrhunderts, besonders aus Frankreich, der Nachweis erbracht worden ist, daß die Wünschelruthe mit der unterirdischen Wasservertheilung nichts zu thun hat. Leider hat dieser Nachweis viele Millionen gekostet.“ Jetzt suchen zwei preussische Landräthe, die Herren von Uslar und von Bälow-Wothkamp, in Deutsch-Südwestafrika mit der Wünschelruthe nach Quellen; wenn sie recht viel Wasserstellen finden, werden ihnen nicht nur unsere Soldaten dankbar sein. O tempora, o mores! In Peterhof werden, unter dem Patronat einer montenegrinischen Prinzessin, die Geister befragt, ob man die Reichsduma noch länger ertragen oder auflösen solle; und in Berlin, wo der Spiritismus schon wieder die Hofmode von gestern ist und selbst im Großen Generalstab nur noch von schüchternen Herzen gepflegt wird, interessiert man sich für die Wunder der Wünschelruthe.

\*) J. W. Ritter: Der Sibirismus. Tübingen, Cotta 1808.

Ritter war Professor der Physik; und als solcher war er sich klar darüber, daß von einer zauberischen Kraft der Wünschelruthe selbst nicht die Rede sein kann. Wenn sie in den Händen des Ruthengängers durch ihre Reigung gegen den Erdboden die Existenz unterirdischer Wasseradern anzeigt, so kann Das nur daran liegen, daß fließendes Wasser als Elektricitätsreger anzusehen ist, daß ferner der menschliche Nerv (das feinste Reagens der Natur, das wir kennen) bei manchen Individuen sich für solche Einwirkungen empfänglich zeigt und daß sich die vom fließenden Wasser ausgehende Kraft durch den Organismus hindurch in räumliche Bewegung der gehaltenen Ruthe umsetzt. Die vermeintliche Eigenschaft der Ruthe muß also in eine Eigenschaft des Ruthengängers verwandelt werden, und eben weil es sich dabei um ein naturwissenschaftliches Phänomen handelt, hat Professor Ritter Recht, zu sagen: „Wirklich gehören nachgerade Individuen wie Campetti eben so gut zu einem physikalischen Cabinet wie Luftpumpe und Elektrisirmaschine, — und noch nöthiger“.

Es war nun meines Erinnerns 1887, daß ich Ritters „Siderismus“ aus der Münchener Staatsbibliothek entlieh. Ich erhielt das Exemplar, das Ritter selbst, mit einer Dedication versehen, der Bibliothek zum Geschenk gemacht hatte, und dieses Exemplar war zwar gebunden, aber noch nicht aufgeschnitten. Es hatte also achtzig Jahre in der Bibliothek gelegen, ohne von Einem der Vielen gelesen zu werden, die in dieser Zeit die Wünschelruthe für einen Aberglauben erklärten, deren Skeptizismus aber eben nur Unwissenheit war.

Ungefähr ein Jahr später wurde ich von einem Freunde, der sich im Süden aufhielt, ersucht, den seitdem verstorbenen, damals aber in München lebenden Quellenfinder Beraz aufzusuchen und mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Es sollte in einem neu eingerichteten Kurort, wo es an Wasser fehlte, nach Quellen gesucht werden. Jener Freund nun gab mir den (bei mir ganz überflüssigen) Rath, Gelehrte über Beraz nicht zu befragen. Ich suchte ihn auf; und während ich in seinem Zimmer auf ihn wartete, besah ich mir einige an der Wand hängende Bilder. Darunter war auch das Portrait eines Herrn, in dem mir Beraz, als er eingetreten war, seinen Großvater von mütterlicher Seite, den Professor Ritter, vorstellte. Ich mußte natürlich die Frage stellen, ob er identisch sei mit dem Verfasser des „Siderismus“, und da sie bejaht wurde, war mir klar, daß Beraz, durch diese Schrift und vielleicht hinterlassene Manuscripte seines Großvaters auf die Sache aufmerksam gemacht, bei sich selbst die Fähigkeit des Ruthengängers entdeckt habe. Die von mir eingeleiteten Unterhandlungen zerfielen dann aus Gründen, über die ich nicht näher orientirt bin. Daß aber Beraz die Fähigkeit des Ruthengängers besaß, ist bewiesen durch die Zeugnisse, die ihm ausgestellt wurden. Ich habe selbst einmal mit einem Augenzeugen eines Versuches gesprochen, wobei Beraz eine Quelle in der Tiefe von 80 Fuß angab, die bei 83 Fuß Tiefe gefunden wurde. Ich bezweifle nun allerdings nicht, daß auch Mißerfolge bei Beraz vorgekommen sein werden, aber eben so wenig, daß schon manche aufgeklärte Gemeindevertretung große Summen verschwendete, um Wasser in Städte zu leiten, die es mit Hilfe eines Quellenfinders viel billiger haben konnten.

Von der Wünschelruthe ist schon seit ältesten Zeiten die Rede und das Problem will noch immer nicht zur Ruhe kommen. In den Zeitschriften „Spring“ und „Psychische Studien“ und in den „Proceedings of the Society for psy-

chical research\* tauschen immer wieder Berichte auf. Es ist hier nicht meine Absicht, solche Berichte zusammenzustellen oder praktische Anleitungen zu geben: die in der Anmerkung angegebenen Schriften<sup>\*)</sup> genügen, um jeden Leser erkennen zu lassen, daß die Wünschelruthe ein sehr interessantes und sogar sehr wichtiges wissenschaftliches Problem ist. Aber die früheren Jahrhunderte konnten es nicht lösen, weil ihnen die Experimentalphysik mangelte, und unser Jahrhundert löst es nicht, weil die Naturwissenschaften immer mehr atomisirt werden und, wie schon Ritter geklagt hat, „mit der Ausdehnung des Details viele Wahrheiten ihren Tod fanden.“

Wenn die Untersuchungen wieder aufgenommen und mit den großen Hilfsmitteln der modernen Wissenschaft zu Ende geführt werden, wird sich herausstellen, daß sich die Wünschelruthe in den Händen vieler Menschen dreht und etwa einer unter einem Duzend die nöthige Sensitivität besitzt; es wird sich aber auch herausstellen (und nur auf diesen Punkt aufmerksam zu machen, ist hier meine Absicht), daß das Problem nicht nur physikalischer Natur ist. Ich bin davon erst neuerdings durch eine mir zukommende Nachricht wieder überzeugt worden.

Im August des vergangenen Jahres erhielt ich von einem Privatdozenten der Physik einen Brief, aus dem ich Einiges anführe: „Ich möchte Sie nämlich um gefällige Auskunft in einer das Okkulte berührenden Frage bitten. Ein Freund, ein richtiger ungläubiger, positiver Medlenburger, schrieb mir nämlich heute Folgendes: Er besitzt ein Gut in Medlenburg, das Wassermangel hat, wiewohl zu erwarten ist, daß circa 100 Fuß tiefer Wasser zu finden sei. Er wollte der Kosten wegen nicht bohren lassen, da er nicht wußte, wo. Neulich, bei einer Sitzung des Aufsichtsrathes einer Eisenbahngesellschaft, kam die Rede darauf und der Vorsitzende erzählte, daß der Direktor einige Quellen durch die (meinem Freund unbekannt) Wünschelruthe entdeckt habe. Ich lachte, aber man lachte mich aus; man versichert, es sei unabänderliche Thatsache. Der Direktor kam schließlich zu ihm, durchsuchte das ganze Gut mit der Gabel von Holz, deren Enden er mit beiden Händen faßte, wobei er die Hände auf die Knie stützte, und ich sah mit eigenen Augen die Spitze der Gabel sich zu Boden senken und vermochte mit eigenen kräftigen Händen die Enden nicht aufzuhalten. Da soll also Wasser sein; und nun möchte er schon bohren lassen, will sich aber vorher über das ihm (und mir) unerklärliche Phänomen noch Rathö erholen. Er bittet mich um eine Erklärung; ich weiß keine vernünftige, naturwissenschaftliche.“ Inzwischen ist nun der Medlenburger befehlet worden, und zwar dadurch, daß er sich selbst als Ruthengänger entpuppte. Er

\*) Aratin: Beiträge zur literarischen Geschichte der Wünschelruthe, München, 1807. — J. G. Feidler: Pantomysterium, Halle, 1700. — Le Brun: Histoire critique des pratiques superstitieuses, Amsterdam 1733. — M. L<sup>\*\*\*</sup> (Thouvenel) Mémoire physique et médicinal, montrant les rapports évidents entre les phénomènes de la baguette divinatoire, du magnétisme et de l'électricité, 1781. — Trifan: Recherches sur quelques effluves terrestres, 1826. — L. W. Gilbert: Kritische Aufsätze über die in München wieder erneuerten Versuche mit Schwefelstiespendeln und Wünschelruthen, 1808. — M. E. Chevreul: De la baguette divinatoire, 1854. — Gallemont: La physique occulte ou traité de la baguette divinatoire, 1696. — G. Amoretti: Physikalische und historische Untersuchungen über die Rabbomantie. 1809.

hat darüber an jenen Privatdozenten berichtet; und auch aus diesem Bericht will ich Einiges anführen: „Ich liege auf einem hohen Rücken, 30 Meter über dem Wasserspiegel des Sees, inmitten der Steine einer Endmoräne; und da will ich das Risiko nicht laufen, auf die Granite zu kommen und Tausende zu Versuchen auszugeben. Aber anderswo hat man nach meinen Angaben gebohrt und gutes Wasser gefunden. Ja, sagen Sie (die ja auch Recht haben mögen): warum sollt Ihr denn da kein Wasser finden? An anderen Stellen hättet Ihr es auch gefunden! Mag sein. Der, dem ich die Sache nachgeföhlt habe, der Direktor einer Eisenbahn, ein Pionierhauptmann a. D., hat aber festgestellt, daß da, wo er Wasser, aber kein Wasser gefunden wurde, wenige Meter davon nicht eine Spur; hier auf 5 bis 20 Meter, dort auf 50 und mehr nichts. Ich selber habe zu Tage tretende Quellen, deren Austrittsort mir unbekannt war, gefunden, nachdem ich mehrere hundert Meter davon angefaßen habe, nach der Wasserader zu suchen, und zwar mehrmals an verschiedenen Stellen. Begegnete man nicht ungläubigen Gesichtern, würde man nicht so und so oft sogar höhnißch ausgelacht, es müßte der Staat die Sache in die Hand nehmen und auf mehreren größeren Terrains im Verein mit einem Rutschgänger nach Wasser bohren, hundertmal, tausendmal, um auf diese Weise festzustellen, ob Etwas an der Gegend ist oder nicht. Ein Privatmann kann Das der Kosten wegen nicht; und für die Allgemeinheit wäre es vom höchsten Werth. Meine Frau, meine Eltern, Verwandte von mir, Fremde, verschieden im Alter, Geschlecht und Temperament, haben die Stelle passiert, in welcher die Ruthe in meinen Händen sich neigt. Nicht eine Spur haben sie bemerkt. Aber bei meiner Tochter ging sie energisch nach unten. . . Einen drohlichen Fall erlebte ich noch; den will ich Ihnen noch kurz erzählen. In der umfangreichen Literatur, die ich über die Sache befragte, fand ich natürlich auch die Behauptung, daß die Ruthe auf Metalle schlägt. Ich versuchte Das, lasse meine goldene Dose zwanzig Schritte von mir hinlegen und gehe, die Ruthe in den Händen, langsam darauf zu. Wie auf Kommando neigt sie sich über der Dose nach unten. Unzählige Male wiederholte ich Das. Als ich mit dem Hauptmann K. wieder zusammenkomme, sage ich ihm, ohne ihm mitzutheilen, daß ich überhaupt, noch weniger, daß ich speziell diese Versuche gemacht habe, ob er schon Fälle erlebt habe, in denen seine Ruthe Metalle anzeigte. „Unsinn!“ sagte er. Einige Herren waren mit uns. Es wird zugeredet, den Versuch zu machen, es wird eine Ruthe geschritten vom Appelboom, da ein anderes Gewächs nicht in der Nähe war; ich nehme sie: und prompt senkt sie sich über meiner Dose. Der Hauptmann zwinkert verschmüht mit den Augen. „Das kann ich auch“, meint er. Jawohl, er konnte es, aber machte es nur sehr ungeschickt. Nein, sage ich, Hauptmann; kein Wumpiß zwischen uns; ganz ernst sollen Sie den Versuch machen. „Na, ernst geht eben nicht“, erwiderte er, versuchte es noch einmal: und es ging wirklich nicht. Und als ich darauf die Ruthe in die Hand nahm, gings auch nicht. Am nächsten Tage besuchten wir Beide allein die Strecke. An einer Station hatten wir Aufenthalt. Hauptmann, sage ich, versuchen wir die Ruthe noch einmal auf meiner Dose. „Aber, bester Herr, die Sache geht nicht.“ Nein, sage ich. „Schön, versuchen wir es noch einmal.“ Ich selbst schneide eine Ruthe, Beide war es, lege meine Dose auf die Erde, trete etwa fünfzehn Schritte zurück, gehe unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln und meiner Muskeln und Nerven los; und die Ruthe neigte

sich gravitatisch zur Erde, als sie über der Dose stand. Der Hauptmann lacht, macht es: und die Ruthe neigt sich nicht. Ich werde ärgerlich, mache es noch einmal: und die Ruthe war auch tatsächlich und thats nicht. Wie oft aber hat sie es seitdem gethan! Erklärung?"

Als ich nun um diese Erklärung ersucht wurde, gab ich sie dahin, daß nicht nur der objektive Einfluß ein veränderlicher sei, daß, zum Beispiel, bei nassem und regnerischem Wetter, vielleicht wegen des veränderten Zustandes der atmosphärischen Elektrizität, die Wirkung ausbleibt, sondern auch die subjektive Disposition des Ruthengängers. Eine der Ursachen aber, die diese Disposition verändern, ist psychischer Natur; sie heißt Autosuggestion. Bei dem Hauptmann neigte sich die Ruthe über Wasser, weil er daran glaubte; über Metall nicht, weil er Das für „Unsinn“ hielt. Beobachtet wurde dieses psychische Phänomen schon von den älteren Berichterstattern, aber bei ihnen finden wir auch meist eine falsche Auslegung. Vater Le Brun fand zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Grenoble und Umgebung die Wünsche Ruthe vielfach im Gebrauch. Er leugnete die Thatfachen nicht, schrieb sie aber dem Satan zu. Von diesem Urtheil erhielt Fräulein Olivet, eine Ruthengängerin, Kunde und suchte in ihrer Gewissensangst den Vater auf. Er vieth ihr, den Gebrauch einzustellen und Gott um die Gnade zu bitten, diese Gabe, wenn der Satan daran Antheil habe, von ihr zu nehmen. Sie bereitete sich durch Einsamkeit und Empfang der Kommunion vor und sprach dann das Gebet. Nachmittags versteckte man verschiedene Metallstücke im Garten; sie ging mehrmals darüber, aber die Ruthe blieb unbeweglich. Man brachte dann die Metalle in die Nähe der Ruthe: vergeblich. Man ging zu einem Brunnen, wo die Ruthe früher heftig geschlagen hatte; diesmal blieb sie ruhig.<sup>20)</sup> Die Autosuggestion that also ihre Schuldigkeit. Le Brun hätte diese Erklärung um so leichter finden sollen, als er selbst berichtet, daß sich die Ruthe über Metall und Wasser nur dann senkt, wenn Metall und Wasser gesucht werden, nicht aber, selbst beim Vorhandensein dieser, wenn man andere Gegenstände sucht. Als man zwei verschiedene Geldstücke auf die Erde warf, drehte sich die Ruthe in der Hand eines Mädchens immer nur über das von ihr bezeichnete, über das andere nicht.

Das Problem gewinnt nun ein ganz anderes Ansehen, wenn man sieht, daß die Autosuggestion nicht nur den wirklichen physikalischen Einfluß hemmen, sondern auch den nicht vorhandenen ersetzen kann. In einem an den Philosophen Malebranche gerichteten Brief heißt es bei Le Brun, daß die Ruthe zu den verschiedensten Zwecken verwendet werden, daß man Fragen an sie stellen kann, die sie durch Neigung oder Stillstand bejaht oder verneint. Davon ist auch anderswo so viel die Rede, daß ich wenigstens mich nicht entschließen kann, die Gesamtheit dieser Berichte zu verwerfen.<sup>21)</sup>

Bedenken wir nun die körperlichen Symptome, die oft bei Ruthengängern eintreten: Beschleunigung des Pulses, Schweiß, Dynamacht, dann aber die merkwürdigen Wirkungen des psychischen Faktors, so werden wir dahin kommen, den Zustand des Ruthengängers als mehr oder minder ausgesprochenen Somnambul-

<sup>20)</sup> Le Brun: *Lettres qui découvrent l'illusion des philosophes sur la baguette.*

<sup>21)</sup> Menestrier: *Philosophie des images énigmatiques.* (1692) 827.

ismus zu bezeichnen. Auch diese Ansicht ist nicht neu. Sie findet sich bei Schelling,\*) ja, schon im Anfang des Jahrhunderts ausführlich begründet.\*\*) Damit ist das Phänomen der Wünschelruth aus seiner Isolirtheit befreit. Es zeigt sich den vielen anderen Arten an, Verborgenes zu finden, und es ist kein Geringeres als der berühmte Chemiker Chevreul, der es in Verbindung mit dem Tischrücken bespricht.

Alle okkulten Kräfte des Menschen haben ein gemeinschaftliches Merkmal. Das Grundphänomen ist immer ein auf unser Unbewußtes geschehender Einfluß. Wir sind in das Naturganze, in dem Alles auf Alles wirkt, eingegliedert; aber der größte Theil der erfahrenen Einflüsse bleibt uns unbewußt, nur ein geringer Theil führt mit Hilfe der Sinne, deren Anzahl wie Leistungsfähigkeit beschränkt ist, zu bewußten Wahrnehmungen. Die okkulten Phänomene bestehen nun darin, daß diese Einflüsse, die beim normalen Menschen unterhalb der Empfindungsschwelle bleiben, ausnahmsweise über diese gehoben werden und im Bewußtsein auftauchen. In welcher Form es geschieht: Das hängt ganz und gar von der Beschaffenheit des Organs ab, auf das die Einwirkung gerichtet wird. Die okkulte Kraft kann sich, wie jede Naturkraft, in jede andere, wiederum okkulte oder auch normale Kraft verwandeln. Darin eben zeigt sich, daß aller Okkultismus nur unbekanntes Naturwissen ist, daß also der Naturforscher, der ihn vernachlässigt, sich selber im Nicht sieht. Bei der Wünschelruth verwandelt sich die okkulte Kraft, die den Ruthengänger beeinflusst, in räumliche Bewegung. Die Ruthen für sich allein würde nichts anzeigen. Wird sie aber von einem Sensitiven gehalten, so setzt sich der durch seinen Organismus strömende Einfluß in räumliche Bewegung der von ihm gehaltenen Ruthen um. Ich habe an einem sehr quellenreichen Ort gesehen, wie die von einem Manne mit aller sichtbar angewendeten Kraft seiner Armmuskeln zurückgehaltene Ruthen sich dennoch in seinen Händen drehte. Daß der Bewegung der Ruthen Empfindungen im Organismus vorhergehen, zeigt sich auch darin, daß verschiedene Ruthengänger der Ruthen gar nicht bedürfen und aus den Empfindungen in ihren Füßen auf die Anwesenheit, Tiefe und Mächtigkeit der Wasser- oder Metalladern schließen.

Indem nun Chevreul in seiner Schrift über die „baguette divinatoire“ die Bewegungen der Wünschelruthen mit dem Tischrücken in Verbindung bringt, hat er in den Vorgang des Tischrückens einen tiefen Blick gethan. Im Kurs befindlich ist allerdings noch immer die oberflächliche Ansicht, daß die Bewegung des Tisches eine mechanische sei, zusammengesetzt aus den minimalen Muskelbewegungen der auf dem Tisch liegenden Hände. Davon ist aber keine Rede. Die Bewegung erfolgt auch dann, wenn die Verbindung des Tisches mit den Händen der Experimentirenden durch Stricke vermittelt wird, die (wohlgemerkt: nicht gespannt!) gehalten werden. Oft auch tritt sie ohne jede Berührung oder Verbindung ein. Endlich hat Reichenbach diese mechanische Theorie der Bewegung experimentell widerlegt. Er sagt: „Als ich von dieser merkwürdigen Erscheinung Kunde erlangte, mußte es mir in die Augen springen, daß hier das Od eine große Thätigkeit übernimmt. Ich ließ es einen meiner ersten Versuche sein, das Tischrücken in der Dunkelkammer zu veranstalten. Hier konnte ich den Gang der Odbewegungen

\*) Schellings Werke. I, 7. 487—497.

\*\*\*) Archives du magnétisme animal. V 193—213.

durch sein Leuchten beobachten und der verborgenen Ursache um ein Bedeutendes näher rücken als alle jene, welche das Tischrücken nur am Tage vornahmen." Reichenbach versammelte in seiner Dunkelkammer zuerst sechs, dann acht Sensitive, und nachdem sie so lange in der Finsterniß geweilt hatten, bis sie Oblicht sahen, setzte er sich mit ihnen um einen Tisch. Es ergab sich, daß von allen auf dem Tisch liegenden Händen aus den Fingerspitzen Lichtstreifen ausströmten, daß die Oberfläche des Tisches in einen Lichtkreis geriet, den Richard Wagner „wabende Lohe“ genannt hätte, daß das Leuchten des Tisches mit dem Beginn der Bewegung bedeutend an Intensität zunahm und bis zu Regenbogenfarben sich steigerte u. s. w.\*)

Aus den Fingerspitzen strömt also eine Kraft aus, die, auf den Tisch übertragen, in räumliche Bewegung sich umsetzt. Das ist auch der Vorgang bei der Bewegung der Wünschelruthe. Wenn über einem quellreichen Ort der Ruthengänger in einer Dunkelkammer stünde, so würde die Bewegung der Ruthe sich mit obigem Leuchten verbunden zeigen und ein sensibler Beobachter, vielleicht der Ruthengänger selbst, würde sich davon durch den Augenschein überzeugen.

Man hat sich bekanntlich das Tischrücken im Verlaufe der letzten Jahrzehnte zum Tischklopfen, also zu einer orakelhaften Verwendung der Tische entwickelt; und eben so hat sich schon vor zweihundert Jahren der ursprüngliche Gebrauch der Wünschelruthe erweitert, da man sie nicht bloß zur Entdeckung von Wasser und Metall, sondern verborgener Dinge überhaupt verwendete. Schon damals wurde konstatiert, daß der autosuggestive Einfluß stärker ist als der physikalische; daß sich bei dieser orakelhaften Verwendung die selbe unbewußte Intelligenz der Experimentirenden einmischt wie beim Tischklopfen; daß aber der Ruthengänger die für alle okkulten Phänomene unerlässliche Vorbedingungung erfüllen muß: an seine Fähigkeit zu glauben. Jeder Zweifel wirkt als Gegen suggestion mit einer das Phänomene hemmenden Kraft, und wie es damals bei dem Fräulein Olivet der Fall war, so jüngst bei dem erwähnten Medtenburger. Man wußte aber auch schon vor zweihundert Jahren (die Citate sind bei Chevreul zu finden), daß man die Wünschelruthe über alle möglichen Dinge befragen kann, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wie heute den Tisch; daß sie auch auf in Gedanken gestellte Fragen antwortet, wie der Tisch, und daß, wie wiederum beim Tisch, das Orakel sehr häufig lägt.

Aus dieser Unverläßlichkeit des Orakels schloß man damals auf dämonische Einflüsse und hielt solche Versuche für unerlaubt. Heute schließt man daraus auf absichtlichen Betrug der Medien und hält solche Versuche für überflüssig. Im Unrecht war man damals so gut wie heute. Wenn ein Orakel bald lägt, bald richtig aus sagt, so ist es, wenn dabei die Ziffer der Wahrscheinlichkeitrechnung ungefähr eingehalten wird, allenfalls noch möglich, an Zufall oder Betrug zu glauben. Wenn aber bei den richtigen Aussagen jedes Detail eintrifft, dann sind solche oberflächliche Erklärungen ausgeschlossen und die sonstige Unverläßlichkeit der Orakel dispensirt uns nicht von der Untersuchung, sondern gehört mit zu deren Objekt.

Um zu zeigen, daß allerdings ein Problem vorliegt, das zu leugnen nicht Skeptizismus, sondern Unwissenheit verräth, will ich schließlich noch kurz zwei Fälle erwähnen. Der eine Bericht stammt aus dem siebenzehnten Jahrhundert und es

\*) Reichenbach: Der sensitive Mensch. II. 121—126.

wurde die Wünschelruthe verwendet; der andere aus der jüngsten Zeit und es wurde der Tisch verwendet, in beiden Fällen, um Ruffschlüsse über verborgene Dinge zu erhalten.

Im Jahr 1692 wurden in Lyon in einem Keller ein Weinhändler und seine Frau ermordet. Die Polizei, damals auf Aufklärung noch keinen Anspruch erhebend, wendete sich an den Bauern Jacques Nymar, der als Ruthengänger berühmt war und der versprach, vom Thortort angefangen, die Spur des oder der Mörder verfolgen zu können; und er verfolgte sie wirklich unter Begleitung von Polizeiorganen. Die Ruthe gab ihm an, wo die Mörder gegangen waren, wo sie sich aufgehalten und gegessen, wo sie gefessen, welche Gegenstände sie in Gebrauch genommen hatten. Die Verfolgung ging durch das halbe Frankreich. Der eigentliche Mörder schien über das Meer entkommen zu sein; sein Genosse aber wurde ergriffen, auf dem ganzen Wege, den man zurückging, erkannt, gestand schließlich Alles und wurde hingerichtet. Diese kurze Darstellung kann natürlich leicht kritisiert werden. Nicht so die ausführlichen Originalberichte; sie stammen vom Chef der Polizei, vom Staatsanwalt, vom Alterspräsidenten der lyoner Aerzte und von einem Advokaten; man findet sie bei Le Brun, der sein Buch an die Pariser Akademie einsandte. Das hätte nun damals ein sehr guter Anlaß werden können, die dämonische Erklärung des Phänomens fallen zu lassen; denn ein Teufel, der einen Mörder entdecken hilft, ist denn doch ein absonderlicher Geselle. Hätte man aber dann noch einige logische Gedankenoperationen vollzogen, die der Menschheit so schwer fallen, so hätte schon damals in der Geschichte des Okkultismus die Phase begonnen, die seit vierzig Jahren vor unseren Augen abläuft, wobei es aber noch immer nicht entschieden ist, ob die Mittheilungen unserer Orakel nur eine Dramatisirung unserer eigenen okkulten Kräfte sind oder aus fremder Quelle stammen oder ob Beides vorkommt und nur der Trennungstrich noch nicht fest gezogen ist.

Das nächstbeste Beispiel stellt den Leser vor das Problem. Ich entnehme das Nachfolgende der sehr verdienstvollen, weil kritisch gehaltenen Zeitschrift „Annales des sciences psychiques“, wo es ausführlich und unter Beibringung aller wünschenswerthen Zeugenaussagen dargestellt ist. Dr. Sudriac, seine Frau und zwei Freunde, Cottnam und Hollon, benutzten einen kleinen Tisch als Orakel. Cottnam hatte einen schwerkranken Freund, Paris, dessen Tod, auch nach Ansicht des behandelnden Arztes, innerhalb der nächsten Tage zu erwarten war. Das Orakel war jedoch anderer Ansicht und kündigte an, daß der Kranke erst in vierzig Tagen, am achten Oktober morgens, sterben und daß Cottnam die Nachricht durch den Telegraphen erhalten werde. Ein paar Tage später besand sich Cottnam in einem anderen Hause in anderer Gesellschaft und wieder wurde ein Tisch als Orakel benutzt. Die Intelligenz, die sich mittheilte, nannte sich Ben Walker (ein Freund Cottnams, von dessen Ableben Dieser noch gar nichts erfahren hatte), behauptete, vor drei Tagen verstorben, aber noch unbeerdigt zu sein, und setzte, über Paris befragt, dessen Tod ebenfalls für den achten Oktober an. Am anderen Tage erfuhr Cottnam durch die Zeitung, sein Freund Walker sei gestorben, das Leichbegängniß aber sei bis zur Ankunft seines Sohnes verschoben worden. Nach Ablauf der vierzig Tage aber erhielt Cottnam die telegraphische Nachricht, Paris sei am achten Oktober, morgens sechs Uhr gestorben.\*) Der Leser mag nun selbst entscheiden,

\*) Annales des sciences psychiques. I. 231—237.

ob in diesem Beispiel, dem noch tausend andere angereiht werden können, dramatisirtes Fernsehen des Experimentators oder Mittheilung eines Befragten stattfand. Jedenfalls unterscheidet sich diese Befragung eines Tisches nicht wesentlich von der Befragung der Wünschelruthe, wie sie schon vor zweihundert Jahren in Anwendung gekommen ist, um über verborgene Dinge Aufschlüsse zu erhalten.

Das Phänomen der Wünschelruthe gehört also der transszendentalen Physik an; und ich bezweifle durchaus nicht, daß dieses Mittel, Wasserquellen und Metalladern zu entdecken, wieder in Gebrauch kommen wird, wenn nicht ein noch zuverlässigeres gefunden werden sollte. Das Phänomen der Wünschelruthe gehört aber auch der transszendentalen Psychologie an; und es ist immerhin von historischem Interesse, in ihr einen Vorläufer jener Orakelbefragung zu erkennen, die sich heute bis zum automatischen Schreiben der Medien entwickelt hat.

Dr. Karl du Prel.



Die Erwartung, das alte Mittel werde wieder in Gebrauch kommen, war nicht unberechtigt. Du Prel hat die Erfüllung seines Wunsches freilich nicht mehr erlebt. Jetzt blüht das Geschäft. Wer anderthalb Mark einschickt, erhält eine ff. Wünschelruthe aus Gußstahlbraht und kann versuchen, ob auch ihm das Moseswunder gelingt. Franzius, dessen Bekehrung das größte Aufsehen gemacht hat, ist von dem hochkamper Bälow dem alten Glauben gewonnen worden. Er hat in Kiel, fast auf den Centimeter genau, die Stellen gefunden, die auch von anderen Ruthengängern schon als wasserhaltig bezeichnet worden waren. Und er war (das alte Konvertitenschild) von der Richtigkeit der Lehre so felsenfest überzeugt, daß auch offenbare Mißerfolge ihn nicht beirren konnten und er ruhig den Vorwurf hinnahm, durch seine Experimente gegen die hehre Hoheit der Wissenschaft gesündigt zu haben. Und er blieb auch unter den Zünftigen nicht ganz einsam. Der zürcher Geologe Professor Heim bekundete, er habe Personen gefunden, denen der Nachweis von Wasserstellen mit Hilfe der Wünschelruthe gelungen sei. Auch die Möglichkeit, ein Muskelkrampf (der sich einstelle, sobald der routinirte Ruthengänger Wasser mittlere und dadurch unruhig werde) könne eine Hebung oder Senkung der Ruthe bewirken, ist in der Diskussion schon erwähnt worden. Der grazer Professor Alfred Birt hat (in der Neuen Freien Presse) über die Theorie der Wünschelruthe gesagt: „Geheimnißvolle Strahlen, deren Wesen noch nicht ergründet ist, werden von dem fließenden Wasser ausgesandt, erregen die Nerven empfindlicher Menschen und üben eine mehr oder minder mächtige Wirkung auf die hölzerne oder eiserne Ruthe in der Hand solcher Auserwählten. Es ist eine bekannte Thatsache, daß fließendes Wasser im Boden elektrische Ströme erzeugt. Uebersetzen darf aber nicht werden, daß die Erscheinungen bei der Wünschelruthe ganz eigenartig sind und in ihren Wirkungen von allen Strahlen abweichen, die wir bisher kennen. Das wäre nun wohl kein Grund, die Wünschelruthe überhaupt von der Hand zu weisen. Die Wirkungen der Röntgen- und Radium-Strahlen waren uns vor wenigen Jahrzehnten auch noch völlig unbekannt. Die bisherigen Versuche (darin haben die Gegner Recht) bieten noch keine Anzeichen und geben noch keine Berechtigung, solche Strahlungen als bestimmt vorhanden anzunehmen; aber gerade deshalb wieder hat auch Franzius volles Recht, um wissenschaftliche Prüfung der Erscheinungen zu bitten. Wer weder für noch wider ist und nicht Lust hat, mit eigenen Händen und Nerven zu prüfen und zu proben, muß ruhig die Zeit abwarten, da die Wissenschaft auf positiver Grundlage ihre Entscheidung finden wird. Es ist wohl kein Zweifel, daß zwischen Himmel und Erde noch

Manches besteht, von dem sich unsere Schulweisheit nichts träumt; und es dünkt mich ungerecht und unberechtigt, Erscheinungen kurz abzuthun, weil unser heutiges Wissen sie nicht beglaubigen kann und weil sich der Humbug an sie herandrängt und sie ausnützt. Wohin wäre die Wissenschaft gerathen, wenn sie vor jedem Marktschreier und jedem Schwindler sich scheu zurückgezogen hätte? Das klingt immerhin anders als der Fehde- ruf der vier Geologen, die 1903 wider Franzius schrieben: „Die Wünschelruthe kann von einem ernsthaften und wissenschaftlich denkenden Menschen, der ein einigermaßen entwickeltes Verantwortlichkeitsgefühl besitzt, nur als Aberglaube, als auf Einbildung und Täuschung beruhend zurückgewiesen werden. Wir fühlen keine Veranlassung, auf abergläubige und längst widerlegte Behauptungen weiter einzugehen.“ Als 1694 das erste Buch über die Wünschelruthe erschien, hätte der „aufgeklärte“ Deutsche (dens schon damals gewiß gab) wohl nicht geglaubt, daß 1904 ein Landrath auf Reichskosten mit diesem Zauberstab umherziehen, ein Reiteroberst ihn dem Deutschenkaiser demonstrieren werde... So. Ungefähr weiß der Leser nun, wie die Sache heute liegt. Und hat die Wahl, ob er glauben, leugnen oder abwarten will. Vielleicht versucht man, zur Abwechslung, in Berlin nächstens einmal, mit der Wundergerte einen guten Reichskanzler zu finden.



Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können noch wollen; sie hat uns die Steine geschneit, deren Werth, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun ist es an uns, Züge zu thun, von denen wir uns Gewinn versprechen. Dies versucht nun ein Jeder auf seine Weise und läßt sich nicht gern einreden. . . Es ist eine schlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anschauung sogleich eine Folgerung zu verknüpfen und Beide für gleichgeltend zu achten. . . Es wird eine Zeit kommen, wo man eine Pathologische Experimentalphysik vorträgt und alle jene Spiegelschereien ans Tageslicht bringt, welche den Verstand hintergehen, sich eine Ueberzeugung erschleichen und, was das Schlimmste daran ist, durchaus jeden praktischen Fortschritt verhindern. Die Phänomene müssen ein- für allemal aus der düsteren empirisch-mechanisch-dogmatischen Kartierkammer vor die Jury des gemeinen Menschenverstandes gebracht werden. . . Das unmittelbare Gewahrwerden der Uepphänomene versetzt uns in eine Art von Angst; wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt, erfreuen sie uns. Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen. . . Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben; zwischen Erkenntniß und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Lustgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden und darüber den Gegenstand zugleich mit der Benutzung vergessen. Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen oder sie in die Enge treiben können. . . Die Kreise des Wahren berühren sich unmittelbar; aber in den Intermundien hat der Irrthum Raum genug, sich zu ergehen und zu walten. . . Es gehört eine eigene Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von Hirngespinnsten zu unterscheiden, die sich denn auch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft ausdringen. . . Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen: wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen. . . Das schädlichste Vorurtheil ist, daß irgend eine Art Naturuntersuchung mit dem Wahn belegt werden könnte. Goethe.



## Amerikanische Eisenbahnen.

Wer die Behauptung wagt, amerikanische Eisenbahnpapiere seien deutschen Kapitalisten nicht zur Selbstanlage zu empfehlen, hört sicher die Antwort, die wirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten gehe noch immer rasch vorwärts, also sei für die alten und für neue Transportwege die beste Chance gegeben; aber schlechte Einnahmen werde eine amerikanische Eisenbahngesellschaft kaum jemals zu klagen haben. Das Alles ist richtig; widerlegt aber nicht die Tatsache, daß der Erwerb von Aktien amerikanischer Bahnen riskant ist. Die Bahngesellschaften haben drüben ungeheure Kapitalien zu verzinsen, hängen meist eng zusammen, werden von den großen Machern kontrollirt und der Durchschnitts-europäer findet sich in diesem Reiz von Interessengemeinschaften gar nicht zurecht. Und natürlich sorgen die Manager der großen Eisenbahnbeals nur für die eigene Tasche und fragen den Teufel danach, ob auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans irgendwo Besitzer amerikanischer Eisenbahnpapiere leben. Charakteristisch für die Willkür dieser Großen waren jetzt wieder die Dividendenerklärungen zweier amerikanischen Bahnen, der Union Pacific und der Southern Pacific. Zunächst wurden nur die Jahresabschlüsse der beiden Gesellschaften veröffentlicht; von einer Dividende war an diesem Tag noch nicht die Rede. Zwei Tage später hieß es dann, die Union Pacific werde eine Halbjahresdividende von 5, die Southern eine von 2½ Prozent geben. Die Folge dieser Erklärung war an der new-yorker Börse eine Hauffe, die auch in Europa weiterwirkte. In Wallstreet, wo man doch an Skrupellosigkeiten gewöhnt ist, wüthete man nun aber über diese seltsame Behandlung. Stand an dem Tag, wo die Abschlüssziffern veröffentlicht wurden, die Dividende etwa noch nicht fest? Undenkbar. Wahrscheinlich sollten zuerst die Eingeweihten von ihrer Kenntniß profitieren, um Baisspositionen in Ordnung zu bringen oder Hauffeengagements einzugehen; dann durften auch die Andern erfahren, was vertheilt werde. Hauptmacher ist bei diesen Gesellschaften Herr E. H. Harriman, ein Theilfürst im Reich amerikanischer Eisenbahnen. Nach den Maday, Gould und Vanderbilt kamen die Harriman und Hill. Ihre Spezialität: Verschmelzung von Eisenbahngesellschaften, Erfindung neuer „Eisenbahnsysteme“. Mit einem dieser Systeme, der Northern Securities Company, haben sich die amerikanischen Gerichte einst liebevoll und erfolgreich beschäftigt, als Roosevelt's Feldzug gegen die Trusts begann. *Cela n'empêche pas les sentiments.* Wer recht viele Bahnen „kontrollirt“, ist drüben heute ein großer Mann.

Interessant ist auch die Steigerung der Dividenden. Die Union Pacific-Bahn, die vor zwölf Jahren in Konkurs gerathen war, hat erst 1900 wieder angefangen, auf ihre Stammaktien Dividende zu zahlen; in den letzten Jahren waren's 4, 5 und 6 Prozent. Jetzt ist die Dividende plötzlich um 4 Prozent erhöht worden. Selbst amerikanische Spekulanten schüttelten den Kopf, als sie's hörten; denn der Zuschlag wird nicht etwa als Extra-Dividende vertheilt, sondern die Dividendenbasis ist einfach von 6 auf 10 Prozent erhöht worden. Die Verwaltung ist also gezwungen, 10 Prozent als den Normaljah festzuhalten, wenn sie ihr Unternehmen nicht in Mißkredit bringen will. Der Aktionär rechnet fortan mit 10 Prozent als mit einer ziemlich festen Verzinsung. Um so läßiger Verpflchtung zu entgehen, vermeiden vorsichtige Verwaltungen möglichst lange die Erhöhung der Basis und zahlen den Ertragsüberschuß lieber als Zuschlag zur Dividende aus. Warum hats

Harriman diesmal nun anders gemacht? Auch mit 8 Prozent wäre die Union Pacific die Bahn gewesen, die von allen die höchste Dividende zahlt; aber der Abstand zu den beiden Hilf-Bahnen, der Northern Pacific und der Great Northern, die 7 Prozent verteilen, mußte auffälliger sein, um den Vorrang Harrimans weithin sichtbar zu machen. Wenn die Union Pacific ihre Dividende erhöhen wollte, mußte aber auch die Southern Pacific, deren halbes Stammaktienkapital im Besitz der Union Pacific ist, eine zahlen. Das hatte sie, für die common shares, noch nie gethan. Die kühnsten Hoffnungen rechneten für dieses Jahr auf 3 Prozent. Sie zahlte aber 5. Das fiel noch nicht allzu sehr auf. Die Southern Pacific hat, bei 2,12 Millionen Dollars Reserven für Verbesserungen und bei einem um über 45 Prozent gegen das Vorjahr höheren Gewinnvortrag, auf ihr Stammaktienkapital von 200 Millionen Dollars etwa 9½ Prozent rein verdient, könnte also bequem eine noch höhere Dividende geben. Vergleicht man diesem Abschluß den der Union Pacific-Bahn, so sieht man zunächst, daß der von 18,82 auf 25,22 Millionen Dollars gestiegene Uberschuß nicht ausgereicht hätte, um die Dividende für die Stammaktien von 6 auf 10 Prozent zu erhöhen. Das war nur auf Kosten der Reserven möglich. Folge: die Gesellschaft tritt mit einem von 7,22 auf 1,64 Millionen verringerten Saldovortrag in das neue Geschäftsjahr. Die 1½ Millionen Dollars, die der Union Pacific in diesem Jahr aus ihren 90 Millionen Stammaktien der Southern Pacific zufließen, bleiben für die Rentabilität der Gesellschaft also recht wichtig. Daß „führende“ Gesellschaften, um ihre Position behaupten zu können, von anderen gespeist werden müssen; auch dieser Zug gehört zum Bild amerikanischen Eisenbahnwesens. Bei Northern Pacific und Great Northern und bei dem Concern der Pennsylvaniaabahn ist eben so. Die Großspekulanten wahren sich die Möglichkeit, eine Gesellschaft gegen die andere auszuspielen. In dieser Jonglirkunst hat Rockefeller den Weltrekord erreicht. Das Publikum steht ahnungslos vor solchen Transaktionen; und müßte sie doch verstehen, um zu wissen, was es von seinen amerikanischen Papieren zu halten hat. Nach der Verzinsung zu fragen, gilt für altmodisch. Thäte man öfter, so käme man leichter zu dem Entschluß, die Hände von Papieren zu lassen, die man doch nicht kontrolliren kann. Union Pacific haben sich bisher mit ungefähr 3½ Prozent verzinst und werden nun 5 Prozent geben. Die selbe Quote wird künftig auf die Stammaktien entfallen. Andere Bahnen, wie Northern Pacific und Great Northern, zahlen bei hohem Kurs eine noch niedrigere Rente auf ihre Aktien. Ist da die Frage nach der Qualität amerikanischer Papiere nöthig? Wir scheint schon ein Blick auf ihre Rentabilität genügt.

Einzelne amerikanische Eisenbahngesellschaften (Canada Pacific, Great Northern) besitzen Erzgruben und große Landstrecken; haben also Aussicht, nebenbei noch viel Geld zu verdienen. Die Stabilität ihrer Einnahmen wird dadurch natürlich gemindert; auf ein Jahr einträglicher Verkäufe folgt ja immer mal eins, wo das Geschäft stödt. Der an Staatsbahnen gewöhnte Deutsche sieht staunend auf diese ganze Betriebsart; auf das Gewirr konkurrierender Linien wie auf den Zug des Pullmanwagen. Roosevelt wünschte die Errichtung eines Eisenbahnaufsichtsamtes; doch vermuthlich wird weder er noch einer seiner Nachfolger gegen die Macht der großen Eisenbahnverbände Wirkames durchsehen. Sind ut sunt, aut non sint; auch die Dankemagnaten könnten so sprechen. Die Riesencapitalien, die beim Bau und Betrieb der Bahnen verwendet werden, kränken sich gegen jede staatliche Kontrolle.

In absehbarer Zeit wird sich die Entwicklungslinie deshalb kaum ändern; nur wird die Zahl der herrschenden Gruppen sich vermindern, da der Aufsaugungsprozeß sobald nicht enden wird. Die amerikanischen Eisenbahnen umfassen jetzt ungefähr 330 000 Kilometer; 250 000 davon sind im Besitz von zehn Gruppen. Außer den Hill- und Harrimangruppen ist zu nennen: das New York Central-System, das der Familie Vanderbilt gehört; der Pennsylvania-Concern, der sich durch kaum zu befriedigenden Kapitalbedarf auszeichnet (erst neulich sind ja für diese Bahn in Frankreich 50 Millionen Dollars aufgenommen worden, die aber noch nicht ausreichen); das Morgan-System; und, als größte Gruppe, die Rockefeller-Gould-Bahnen. Jemand ein Prominenter hält überall die Fäden in seiner Hand. Nur wer diese Persönlichkeiten kennt, kann die Entwicklung einigermaßen voraussehen und die spekulativen Bewegungen verstehen. Harriman gilt für einen Spekulanten von großer Energie und Klugheit, dem man wohl zutrauen kann, daß er sein Ziel, die Union Pacific-Bahn zur Leiterin eines Systems von ungefähr 50 000 Kilometer Bahnlänge zu machen, erreichen wird. Seine Fähigkeiten (er war vor ein paar Jahren noch einfacher broker) liegen allerdings auf finanziellem Gebiet; wenn er eine große Organisation schaffen will, muß er also ein starkes Verwaltungstalent neben sich dulden. An den Kursschwankungen werden die Börsen spüren, ob und in welchem Tempo Harrimans Pläne sich der Verwirklichung nähern. Ein wichtiger Schritt (ob vorwärts, wird die Zukunft lehren) war die Erhöhung der Dividendenbasis der Union Pacific. Abzuwarten ist nun, in welchem Maß die Southern Pacific sich ergiebig zeigen wird. Wenn diese Kuh keine Milch giebt, steht's schlimm um die Union Pacific.

Nicht alle mächtigen Financiers sind drüben nur Spekulanten. Diese Leute sehen über ihre Nasenspitze hinaus und treiben manchmal Kulturpolitik großen Stils. Der Gould-Trust hat mit der Kansas City, Mexico and Orient Railway, der Stillwell-Gesellschaft, ein Bündniß geschlossen, das eine kürzere Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean schaffen soll. Die Gould-Linie beherrscht die Verbindungen zwischen New York und Kansas City; die Stillwell-Linie wird von Kansas-City nach dem mexikanischen Hafen Topolobambo führen. Der Weg vom Atlantischen zum Stillen Ocean soll um ungefähr 500 englische Meilen verkürzt werden. Für Deutschland ist dieses amerikanische Eisenbahnunternehmen von besonderem Interesse, weil die Hamburg-Amerika-Linie daran beteiligt ist. Sie wird von Topolobambo aus, dessen Hafen für die größten Seeschiffe tief genug ist, nach Ostasien fahren; sich für die Zukunft also, da sie ja auch von Hamburg nach New York und von Ostasien nach Hamburg Schiffe gehen läßt, einen Handelsweg um die Erde sichern. Von nicht geringer Bedeutung für die Zukunft einzelner Eisenbahngruppen wird der geplante Bau einer neuen Linie New York-Pittsburg-Chicago werden, der mit den Gould-Linien und dem Pennsylvania-Concern konkurrieren wird. Der Unternehmer, Joseph Ramsey, war Präsident einer Gould-Linie und ist von Jay Gould auf den Sand gesetzt worden. Jetzt will er sich dadurch rächen, daß er zunächst von New York nach Pittsburg und dann weiter nach Chicago eine Bahn baut, die alle vorhandenen pennsylvanischen Linien schlagen soll. Da wird's also bald einen erbitterten Konkurrenzkampf zwischen der neuen Trunk-Linie und den das Gebiet des pennsylvanischen Kohlendistriktes beherrschenden alten Gesellschaften geben. Dieser Kampf wird den Europäer endlich vielleicht erkennen lehren, daß auch für Eisenbahnspekulanten Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist. *Vadon.*



## Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

**Saaleck bei Kösen in Thüringen**

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg,  
 Geschäftsführer: Dr. Hermann Koenig.

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen  
 Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker Werkstätten übernehmen den Bau oder die Anlage von Stadt- und Landhäusern, Gärten, Parkanlagen, Schlössern, Villen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnungsrichtungen.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

## Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).

Literatur: Dr. med. Max Asch. Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen- und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in generalärztlicher Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

## Restaurant Hundekehle in Grunewald

Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen.  
 Bier-Abteilung: Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. Original Pilsener — Weihenstephan — Berliner Backbrot.

Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

Hermann Otto, Hoflieferant.



Regelmässige  
 Schnell-Postdampfer-Verbindungen  
 von

# BREMEN

nach

# AMERIKA

New-York über Southampton - Cherbourg  
 LONDON PARIS

Baltimore - Galveston - Cuba

Südamerika: Brasilien - La Plata

Mittelmeer: Aegypten

Ostasien - Australien

Specialprospekte werden auch von  
 sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

## Norddeutscher Lloyd

## Bremen

	<b>Berliner-Theater-Anzeigen</b>	
--	----------------------------------	--

**Deutsches Theater**

Anfang 7½ Uhr.  
 Freitag, den 7. und Sonntag, den 9./9.  
**Der Kaufmann von Venedig.**  
 Sonnab., d. 8./9. **Ein Sommernachtstraum.**  
 Montag, den 10./9. **Cäsar u. Kleopatra.**  
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

**Komische Oper**

Direktion: **Hans Gregor.**  
 Freitag, den 7./9. 8 Uhr.

**Don Pasquale.**  
 Sonnabend, d. 8. u. Sonntag, d. 9./9. 8 Uhr.  
**Hoffmanns Erzählungen**  
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

**Lustspielhaus in Berlin**

**Täglich:** Anfang 8 Uhr

**Spatzenliebe**

Gastspiel: **Harry Walden.**  
 Sonntag, d. 9./9.  
 Nachm. 3 Uhr. **Der Familientag.**

**VERFASSER** v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.  
 15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.  
 Modernes Verlagsbureau Curt Wicand.

**Neues Theater**

Anfang 8 Uhr.  
 Freitag, den 7. und Sonnabend, den 8./9.  
**Sganarell. Der bürgerl. Edelmann.**  
 Sonntag, den 9. und Montag, den 10./9.  
**Frost im Frühling.**  
 Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

**Lortzing-Theater**

Belle Allacoezstr. 1/a. Dir. **Max Garrison.**  
 Freitag, den 7. und Montag, d. 10./9. 8 U.  
**Freischütz.**  
 Sonnabend, d. 8./9. 8 Uhr. **Zar u. Zimmermann.**  
 Sonntag, d. 9./9. 7½ U. **Der Troubadour.**

**Kleines Theater.**

Freitag, den 7. Sonnabend, den 8. Sonntag, den 9. und Montag, den 10./9. 8 Uhr.

**Ein idealer Gatte**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel

**Landes-Ausstellungs-Park.**

Neu erbaut: Festhalle, Café u. Conditorat, gedeckt Gartenhallen, Fontaine lumineuse. Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm. Diners v. 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.  
 Täglich: Doppel-Concert.

Patent-Bureau **Arendt**  
 Friedrichstr. 216  
 Berlin

**Wein-Restaurant.****I. Ranges.****Otto Mamsch**

Lepzigerstrasse 94.

Diners 1,50 Mk.

Souper 2 Mk.

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** gegr. 1855  
 für  
**Speise-, Herren- und Schlafzimmer**

**E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62**

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weltgehendste Garantie

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfr.

## Berliner-Theater-Anzeigen

### Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

## Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz  
in 9 Bildern von Julius Freund  
Musik von Victor Holländer.

Hender.  
Josephl.  
Massary.

Giampietro.  
Stedtl.  
Lilly Walter.

### Passage-Theater.

Unter d. Linden 22. Anfang 8 Uhr.

## Variété ersten Ranges.

### folies Caprice

Linienstr. 132 Ecke Friedrichstrasse.  
Dir. Félix Berg.

Täglich: Der Generalkonsul.  
Sünden der Väter. Anfang  
8 Uhr.

### Schockethal bei Cassel.

Ideal-Kuranstalt i. nat. Heilw. Gr. Erfolge.  
Märchenh. Lage, Waldpk., Wassersport, Jagd.  
Prospect Equip. Teleph. Dir. Arzt: Dr. Schmittlith.

### Schneider-Duncker und Rudolph Nelson's Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstrasse 127.  
Täglich präcise 11 Uhr  
(Sonntags geschlossen).  
Entree 3.20 Mk.

### Cabaret Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.  
Eliteprogramm Schlager auf  
Schlager.

Walhalla-Variété-Theater.  
Weinbergsweg 19-20 Am Rosenthaler Thor.  
Täglich Abends 8 Uhr.

### Grosse Spezialitäten-Vorstellung

## Schriftsteller!



Bekanntester Verlag übers. litter.  
Werke aller Art. Trägt teils die  
Kosten. Auss. günst. Beding.  
Off. unt. B. N. 205. an Haasen-  
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

## Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

Dejeuners \* Dinners \* Soupers

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.

**Sanatorium in Meiningen** in Thüringen für Nervenranke u. Entziehungskuren  
Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit  
familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. Carl Adolf Passow. J. 55.

Herbst-Trauben-  
Winterkuren

# Oberwaid

bei St. Gallen (Schweiz) ob. d. Bodensee.

Sana-  
torium I. Rgs.  
nach Dr. Lehmann.  
Günstige Erfolge; auch  
für Erholungsbedürftige; und  
zur Nachkur geeignet. Aller Kom-  
fort, elektrisches Licht, Zentral-Heizung,  
2 Aerzte, 1 Aerztin. Illustrierter Prospekt frei.

# Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601  
medizinisch  
bekannt.

Ärztlich empfohlen bei  
Erkrankungen der  
Atmungsorgane,  
bei Magen- und  
Darmkatarrh, bei  
Leberkrankheiten,  
bei Nieren- und  
Blasenleiden,  
Gicht und Diabetes.

Versand  
der Herzoglichen  
Mineralwasser  
von  
Ober-Salzbrunn



Furbach & Striebolz  
Bad Salzbrunn v. Schl.

Stärkender u. Appetit  
erregender Wein.

# BYRRH

Jahresumsatz  
6½ Millionen Flaschen

Auf allen Ausstellungen prämiert. (82 Med.)

VIOLET FRÈRES, THUIR (FRANKREICH.)

Zu haben in allen besseren Wein- und Delikatessenhandlungen,  
Restaurants und sonst einschlägigen Geschäften.

## Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.  
Moderne Einrichtungen und Heillaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarkleiden. Luft-  
und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Ärztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

## Dr. Stadelmann's

Klinik für Nervenkrankte, Dresden-A.,  
Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme  
Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit,  
Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse  
Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder

sowie reizbarer, schwer erzielbares, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

— Hannover —

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechsellkrankh.

**Steuerndieb (H). Operationslos!**

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

Gold- u. silb. Medaille Paris 1900  
**500 M. Belohnung!**

Gewandkappen, Westbündel, Mäntel,  
 Hüte, Hüte, Mantel, Gürtel, Hals- u.  
 Halsbänder, unisexuelle Westbündel- u. Kollagen  
 u. -Bügel, Qualitätsarbeiten vertrieben  
 nur durch meinen glänzend bewährten  
**Schönheitshersteller Pohl**  
 1492 u. f. über Erfolg und Unschädlichkeit  
 garantiert. — Wichtige Beschreibungen.  
 Preis. M. 4. — p. Probenliste nur zu haben bei  
**Georg Pohl, Berlin, Rebenstraßenstr. 22**

Für Gesellschaft, Reise und Sport  
 unentbehrlich!

## Pallabona

Einzig dastehendes trockenes  
**Haarreinigungsmittel.**  
 Nasses od. spirituelles Waschen überflüssig  
 Gesetzt. gesch. Aerztlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u.  
 Friseurgeschäften oder direkt durch

**Pallabona-Vertrieb, München 66.**

**Fussschwess** auch Hand- und  
 Achselchwess  
 sofort geruchlos und normal durch

„**Miotan**“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-  
 Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken.  
 Echt einzig und allein bei **Max Arndt,**  
 Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Dr. Rumler'sche

## Spezial-Heilanstalt Silvana, Genf 480

für Neurasthenie (Nervenschwäche) der Männer (und zwar allgemeine — des Ge-  
 hirns und Rückenmarks — sowie beschränkte, auf bestimmte Organe, wie Herz,  
 Magen-Darm, Sexual-System etc. konzentrierte) Einzige, modernst eingerichtete,  
 mit den vielseitigsten Helfaktoren ausgestattete Anstalt, welche sich so aus-  
 schliesslich diesen Leiden widmet und in langjähriger Erfahrung eigenartige,  
 besonders wirksame Heilmethoden hierfür geschaffen hat. Luft und Klima ist hier  
 gerade für Neurastheniker von eminentester, sozusagen spezifischer Wirkung, sodass  
 in Verbindung mit unseren Kurmitteln die überraschendsten Erfolge erzielt werden,  
 selbst bei Patienten, die schon alle möglichen Kuren erfolglos versucht, Prospekte  
 durch die Direktion.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, in der Berl. Börs.-Ztg. und  
 dem Berl. Börs.-Courier vom 30. August 1906 Abends veröffentlichten **Prospektes** sind

**Nom. M. 3 600 000,— Aktien**

der

**Terrain-Gesellschaft am Teltow-Canal Rudow-Johannisthal,**

**Aktiengesellschaft in Berlin**

**No. 1-3600**

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden.

Prospekte und Pläne sind bei uns erhältlich.

Berlin, im August 1906.

**Commerz- und Disconto-Bank.**

## Photogr. Apparate

neueste Modelle, nur erstklassige  
 Fabrikate zu Originalpreisen  
**gegen bequeme Teilzahlungen**  
 ohne Preiserhöhung.

**Goerz Triöder Binocle,**  
**Neosold's Dachprisma-Feldstecher,**  
**Erstkl. Harmoniums.**  
 Jll. Kataloge kostenfrei.

Schoenfeld & Co. Inhaber  
**Hermann Roscher,**  
 BERLIN SW. 11, Schönberger Str. 9.

Cabinet-Comet  
**Graeger-**  
**Seck**  
 Gold & Silber  
 Zu beziehen durch  
 die Weinhandlungen  
**Carl Graeger**  
 Seck-Kellerei  
 Hochheim a. M.

## Journalisten-Hochschule

Berlin W. 35, Steglitzerstr. 84.  
 Beginn d. Wint.-Sem. 16 Okt. Prosp. gratis.  
 Der Leiter: Dr. jur. R. Wrede.

# Berliner Tageblatt

— und Handels-Zeitung —

mit feinen 6 wertvollen Beiblättern:

**Zeitgeistwissenschaftliche und  
feuilletonistische Zeitschrift**  
(Montag)

**Techn. Rundschau** wasser-  
polotechnische Fachzeitschrift  
(Mittwoch)

**Der Weltspiegel**  
Illustr. Halbwochen-Chronik  
(Donnerstag)

**ULK** farbig illustriertes, sa-  
tirisch-politisches Witzblatt  
(Freitag)

**haus hof Garten** Wochen-  
schrift für Garten- u. Haus-  
wirtschaft (Sonntabend)

**Der Weltspiegel**  
Illustr. Halbwochen-Chronik  
(Sonntag)

Im Roman-Feuilleton des nächsten Quartals erscheint:

**Der brennende Busch von Clarice Tartufari,**  
der unseren Lesern durch den Roman „Gumpfpflanzen“ bekannten Schrift-  
stellerin. Das Werk ist ein Juwel der Erzählungskunst.

**Abonnementspreis: monatlich 2 Mark, vierteljährlich 6 Mark**  
bei allen Postämtern und Briefträgern des Deutschen Reiches.

# 112,000 Abonnenten

**Wie gewinnt man  
neue Lebensfreude? oder das Sexual-  
Nerven-System des Menschen und dessen  
Aufrechterhaltung und Kräftigung durch ein er-  
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Föche**  
geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**  
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 121.

**Nervenschwäche der Männer.**

Ausführliche Prospekte  
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert  
**Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.**

**3 Stunden Schnellzug von Berlin**

Ostsee-Bad **HERINGSDORF**

(nur Sand-Strand)

**„KURHAUS“**

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Rang, neuerbaut, am 1. Juni  
d. J. eröffnet, direkt am d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u.  
Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der  
See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant  
mit vornehm. franzö. Küche Fahrstuhl. Überall elektr. Licht und Zentral-  
heizung. Saison bis 1. November.

**BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT**

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

## Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14. Amt III, 2553.

Erste von Fachjuristen (Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser) geleitete Rechtsauskunft.

Rechtssachen — Prozesssachen — Incassi — Detektiv-Centrale.

Grundgebühren für mündl. Auskunft 0,75 M., schriftliche 1,10 M. (auswärts Briefmarken).

Ununterbrochen geöffnet von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends. Sonntags 9-1.  
8jährig. Frequenz: 40 000 ratenehende Personen.

Für

## Blutarme, Nervöse

**Dr. Klopfer - Glidin** (Weizen-Lecithin-Eiweiss).  
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.  
In Apotheken, Drogerien, —————  
Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

*Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.*

## Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.  
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

## Eheschliessungen in England.

Führer d. d. betr. Gesetze und Ratgeber  
für Eheschliess.-Reflekt. Preis 1,50 M. Verlag:  
Brock & Co., 30 Queen St. London, E. C.

## Die Heizung der Zukunft.

Eine Wärmequelle  
ohne Rauch  
ohne Russ,  
ohne Ausdunstung,  
sauber,  
bequem,  
stets betriebsfertig.

Keine Bedienung erforderlich!

Von Autoritäten als die gesündeste Heizung  
anerkannt.

## Elektrische Kryptol- Patronen- Öfen

Kryptol, G. m. b. H.,  
Bremen.

Verlangen Sie Preisliste II0.

## Waldemar Stahlknecht Neuhaldensleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

**Bronce-Gefässe  
u. Blumenkübel**

(in Terrakotta)

schiefergraue, Fonds

Pol. plast.

Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich in den Luxus-

geschäften. Wenn nicht

such direct.



## „Sanatorium Zackental“

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberbau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

## Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-  
rasthenische u. Rekonalvaszenten-Zustände,  
Diätetische Kuren,

Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr.  
Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen,  
Vibrationsmassage, Inhalatorium nach  
Dr. Heryng, Luftbad, Liegehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Be-  
leuchtung. Romantische windgeschützte,  
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. See-  
höhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet.  
Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt  
oder Administration in Berlin S-W,  
Möckerstr. 118.

1713

128 Millionen Flaschen Champagner  
*versandt*  
**MOËT & CHANDON**

*von 1713 - 1906*  
 und schufen den Ruf ihrer Marke  
*Verkaufte*

<i>Claude Moët 1713-1862</i>	143217	Flaschen
<i>Moët Père, Filz &amp; Fils</i>		
<i>1863 - 1906</i>		
<i>Immer Reine von 1863-1906</i>		
<i>haben die für diesen Markt</i>		
<i>besten Champagner verkauft werden</i>		
<i>1787 - 1791</i>	311726	"
<i>J. Moët &amp; Co. 1802-1832</i>	438093	"
<i>Moët &amp; Chandon</i>		
<i>1833 - 1860</i>	12127605	"
<i>1861 - 1881</i>	46585266	"
<i>1882 - 1906</i>	65591958	"
<i>Summe</i>	128533895	"

*Beliebteste* **White Star „sec“** *französischen*  
*Marke:* *Erzeugnis*

1906